lien, schon ein zu mächtiger Nachbar für die Päbste, als daß man erwarten konnte, der Pabst selbst würde ihm zu neuen Eroberungen verhelfen. — Noch weniger konnte man einen Pabst fähig halten, der Macht Frankreichs, das schon Mailand und Genua beherrschte, neuen Zuwachs in Italien zu verschaffen; am wenigsten schien Julius II dazu aufgelegt, dessen Lieblingsproject war, die Barbaren, mit welchem Titel er die Franzosen eben so gut, als die Deutschen, beehrte, aus Italien zu vertreiben, und der den König von Frankreich und dessen ersten Minister, den Cardinal von Amboise, haßte, weil dieser sein Mitbewerber um die päbstliche Krone gewesen war, und man von ihm glaubte, daß er noch mit den Gedanken umgienge, sie von Julius Haupte auf sein eignes zu bringen. — Ludwig XII hatte zwar einige Ursachen mit den Venezianern unzufrieden zu seyn. Sie hatten 1505 den Vergleich mit Maximilian einseitig geschlossen, ohne Ludwigs, ihres Alliirten, Beytritt abzuwarten; allein ihre Allianz war ihm doch nützlich gewesen, und konnte ihm wichtig werden, sobald er in den Fall kam, seine Italienischen Besitzungen gegen den vereinigten Angriff des Kaisers und des Pabstes vertheidigen zu müssen. Am wenigsten schien es seinem Vortheile gemäß, Maximilians Eroberungsabsichten in Italien zu befördern, da alles, was er erwarb, seinem Enkel, dem nachmaligen Kaiser Karl V, zufallen mußte, von dem schon mit Gewißheit vorher zu sehen war, welch ein übermächtiger, gefährlicher Nachbar er einst für Frankreich seyn würde. — Maximilian war der einzige, der durch die Ligue viel gewinnen konnte, ohne viel aufs Spiel zu setzen. Er konnte sich, wenn Venedig wirklich getheilt wurde, Besitzungen in Italien erwerben, wo er noch nichts besaß und wo

ihm,

seiner ganzen Macht gegen die Venezianer loszubrechen, und mit diesem päbstlichen Befehle sollte der Kaiser sein Verfahren gegen die Republik coloriren. Keiner der Bundesgenossen sollte, ohne ausdrückliche Einwilligung der übrigen, einen besondern Frieden mit den Venezianern schliessen. Der Antheil wurde bestimt, den jeder an den Eroberungen, die sie zu machen dachten, bekommen sollte. [e]) Aber jeder der vier Bundesgenossen hatte seine besondern Zwecke oder Beweggründe, diese sonderbare Allianz einzugehn, und ein damaliger Politiker hätte vorhersagen können, daß sie zerfallen würde, sobald jedes der vier Mitglieder seinen Zweck erreicht oder seine Leidenschaften würde befriedigt haben. Ludwig XII wurde wohl durch seinen Minister, den Cardinal von Amboise, zum Beytritt zu diesem Bunde bewogen: der Cardinal haßte die Venezianer, weil sie ihn an der Gelangung zur Pabstwürde verhindert hatten. Ferdinand wollte sie nur nöthigen, die Neapolitanischen Häfen zu räumen. Der Pabst gab selbst nach der Schliessung des Tractats durch seine Zögerung der Ratification, und durch mündliche Aeusserungen gegen die Venezianischen Gesandten deutlich zu erkennen, wie geneigt er zu einem freundschaftlichen Vernehmen mit der Republik war, sobald sie ihm nur die Plätze im Kirchenstaat, die sie besaß, abtreten wollte. Zu spät entschloß sich der Senat, ihm dieses Opfer zu bringen. Der Krieg gieng an, die Venezianer setzten ihren Feinden eine Kriegsmacht von vierzigtausend Mann Fußvolk, von ohngefähr zwölf bis funfzehntausend schwer bewafneter Reuter, und von einer sehr zahlreichen Cavallerie entgegen; eine fürchterliche Macht, wenn

 man

e) Dumont T. IV. P. I. p. 113. sq.

man bedenkt, wie schwer es noch in diesen Zeiten Staaten vom ersten Range fiel, Armeen von zwanzigtausend Mann aufzubringen und gehörig zu besolden, so daß sie sich nicht noch vor der Hälfte des Feldzuges zerstreuten. Die leichte Cavallerie bestand aus Albanesern, aus Macedoniern und andern Griechen. Man nannte sie Stradioten; sie thaten Dienste wie die heutigen Husaren. Allein Ludwig der XII, der am ersten im Felde war, schlug ihre Hauptarmee 1509 den 14ten May bey Agnadel dergestalt, daß Bergamo, Brescia, Cremona und alle Festungen, worauf die Venezianer so viel gerechnet hatten, sich ihm ergaben, und er in vierzehn Tagen mehr eroberte, als er vermöge des Tractats von Cambray bekommen sollte. Nun erst erschien die päbstliche Excommunicationsbulle, die aber keine andre Wirkung that, als daß einige Mönche den Staat verliessen; die übrigen Welt- und Ordensgeistlichen blieben dem Senat gehorsam. Venedig ist der einzige katholische Staat, wo die Geistlichkeit selbst in den mittlern Zeiten, bey entstehender Collision, lieber ihrer Landesobrigkeit als dem Pabst hat anhängen wollen. Der Senat appellirte diesmal an ein zu haltendes Concilium.

Der Pabst agirte aber auch zugleich mit seiner weltlichen Macht. Dreyzehntausend Mann, die er ins Feld stellte, und die Anfangs nicht weit kamen, nahmen, nach der Schlacht bey Agnadel, ganz Romagna bis auf Ravenna ohne viel Mühe in Besitz. Auch der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Montferrat, die sich zu der großen Allianz gesellten, machten kleine Eroberungen.

Maximilians Truppen, funfzehntausend Mann, die er zum Theil mit vorgeschoßnem Gelde vom Pabst,

von Spanien und von Frankreich hatte werben lassen, rückten in Friaul ein; alle feste Plätze öfneten ihm die Thore auf Befehl des Senats. Bald bekam auch der Commendant zu Ravenna Befehl, die Stadt dem Pabste zu übergeben. Auf ähnlichen Befehl wurden die fünf Neapolitanischen Häfen von ihren Commendanten den Spanischen Truppen überliefert. Der Senat schien alles ausserhalb den Lagunen aufzugeben. Ob diese Befehle, ob das ganze Benehmen des Senats in diesen kritischen Umständen Kleinmuth oder Klugheit war, ist problematisch. Die Weisheit der Venezianischen Regierung ist überhaupt ein Gegenstand, über den politische Schriftsteller pro und contra geschrieben haben. Die Venezianer selbst und ihre Bewundrer wollen nicht zugeben, daß Furcht und Schrecken das geringste über die kalte ruhige Politik ihres Senats vermocht hätte. Ihnen zufolge war es die rafinirteste Klugheit, daß seine Truppen alle Oerter auf dem festen Lande räumen mußten, und die Einwohner ihrer Treue entlassen wurden. Der Senat, meynen seine Vertheidiger, habe darauf gerechnet, je eher sie ihren Feinden alles Preiß gäben, desto eher würden diese sich entzweyen und ihnen desto eher Gelegenheit zu einer Aussöhnung mit dem einen oder dem andern geben, und mit des Ausgesöhnten Hülfe hätten sie sich versprochen, alles Verlohrne wieder zu erobern. [f]) Andre urtheilen, daß dieses vermeinte Rafinement bloß Verzagtheit war. [g]) Zugleich

f) du Bos l. c. p. 129.

g) Macchiavelli Discorsi lib. III. c. 31. Die Bürger eines demokratischen und die eines aristokratischen Staates haben gewöhnlich viel Abneigung gegen einander. Der Demokrat, eitel auf sein bischen Antheil

gleich ordnete der Senat Gesandte mit Friedensvorschlägen ab an den Pabst, an König Ferdinand und

theil an der gesetzgebenden Gewalt, findet ein Vergnügen daran, dem stolzen Aristokraten, dem herrischen Patricier al pari zu begegnen, und auf die guten Leute, die das aristokratische Joch geduldig tragen, mit Verachtung herabzusehen. Der Aristokrat wird durch jene Anmaßungen eines Mannes, der in seinen Augen weiter nichts, wie ein ehrlicher Bürger, ein Kaufmann, vielleicht gar ein Handwerksmann ist, beleidigt, und die Unterthanen eines aristokratischen Staates können es einem solchen Manne auch nicht vergeben, daß er sich mit ihren gestrengen Gebietern, zu denen sie mit Furcht und Zittern hinaufzusehn von Jugend an gewöhnt sind, in eine Classe setzen will. Diese gegenseitige Abneigung herrichte ehmals unter den Bürgern der verschiedenen demokratischen und aristokratischen Republiken in Griechenland; sie herrscht noch heut zu Tage unter den verschiedenen schweizerischen Cantons, die von der einen oder andern Verfassung sind. Vorzüglich aber war sie einst unter den Venezianern und Florentinern, als diese letztern noch eine völlige Volksregierung hatten, sehr merklich. Männer wie Macchiavelli und Guicciardini, konnten sich von dergleichen Vorurtheilen nicht losmachen. Als ächte florentinische Patrioten sprechen sie fast beständig mit Verachtung von den Einrichtungen und Entschliessungen der Venezianer, die von andern als Meisterstücke der Klugheit bewundert werden. Man kann sich eine kleine angenehme Beschäftigung damit machen, die Urtheile dieser beiden Männer mit denen des Du Bos zu vergleichen. In den Augen des letztern ist jeder Schritt des Senats lauter Weisheit. Zu untersuchen, ob seine Urtheile, oder die der beiden Florentiner am meisten gegründet sind, möchte schwerlich der Mühe werth seyn. Die große Parteylichkeit der beiden letztern ist gar zu offenbar, und Du Bos hat nicht bedacht, daß das Nil admirari hauptsächlich bey der Klugheit und Weis-

und an den Kaiser. Antonio Justiniani, der an den Kaiser geschickt wurde, bekam seine Audienz bey diesem Monarchen im Lager bey Bassano, und soll hier eine Rede an ihn gehalten haben, über deren Aechtheit viel Streitens unter den Gelehrten gewesen ist. Ist sie ächt, so beweist sie offenbar, daß die Venezianer alle Hofnung verloren hatten, und sie liefert dem deutschen Reiche sowohl als dem Hause Oesterreich wichtige Rechtstitel für ihre Ansprüche an Venedig. Allein die Venezianer behaupten, sie sey untergeschoben, sie sey von Guicciardini fabricirt worden [h]). Die Rede mag gehalten seyn oder nicht, die Gesandten des Senats richteten nichts aus. Auch der Pabst war unbeweglich. Der Senat, dem alles daran gelegen war, nur erst Seine Heiligkeit zu besänftigen, ließ sich nicht abschrecken. Der Doge mußte den submissesten Brief an ihn schreiben, und ihn um Erlaubniß bitten, daß die Republik sechs Ambassadeure an ihn senden dürfte, ihn um Absolution zu bitten, ihm die Füße zu küssen, und ihm alle Genugthuung zu geben. Julius hatte indessen seinen eigentlichen Zweck erreicht, und sein Stolz war befriedigt. Er konnte wieder kalt nachdenken über die gefährlichen Folgen der Ligue. Er antwortete dem Doge, wie ein erweichter Vater dem reuevollen, flehenden Sohn. Er that mehr; er gab den sechs Gesandten der Republik Gehör, so sehr auch die Gesandten der liguirten Vorstellungen dagegen thaten.

Vene-

Weisheit, womit Staatshändel geführt werden, seine Anwendung findet Conferantur (damit man nicht glaube, dieß sey mein eigner Ausspruch) die Worte des großen Oxenstirns, womit er seinen Sohn zur Betretung der politischen Laufbahn aufgemuntert haben soll.

h) du Bos l. c. p. 131. sq.

Venedig erholte sich, als es am tiefsten gesunken war. Weder Ludwig XII noch Maximilian verfolgten ihren anfänglich so glänzenden Succeß, was auch die Ursache ihrer Unthätigkeit, der sie sich bald überließen, mag gewesen seyn. Allerley Plane wider Venedig wurden zwar vorgeschlagen, allerley Anstalten vorgekehrt; aber nichts wurde ausgeführt. Maximilian that den Vorschlag, Venedig selbst anzugreifen. Allein der einzige seiner Alliirten, der ihm die dazu erforderlichen Schiffe geben konnte, wollte nicht; er und die übrigen Alliirten fanden das Unternehmen unthunlich. Gesetzt es hätte sich ausführen lassen, so hatte Maximilian von diesem entscheidenden Streiche die größten Vortheile zu hoffen, indem die Venezianischen Staaten unstreitig ihm bequemer lagen, als seinen Bundesgenossen, die gegen seinen Vorschlag auch dieß anführten, ihre Absichten wären gegen die Besitzungen der Venezianer, nicht gegen die Stadt selbst gerichtet. Der erste frohe Tag, der für die Venezianer wieder aufgieng, und den sie noch lange nachher feyerten, war der 18te Junius, da Andrea Gritti Padua, wo eine unbedeutende deutsche Besatzung lag, mit Hülfe der Einwohner surprenirte. Das ganze Gebiet umher, und mehr andre Districte folgten dem Beyspiel, vertrieben Maximilians Truppen, und unterwarfen sich wieder mit Freuden der Republik, der das Volk in diesen Ländern beständig sehr ergeben war, weil der Stolz des Adels am Ende ein erträglichers Uebel ist, als Unterdrückungen in Ansehung des Eigenthums. An jenen gewöhnt sich das Volk allmählig; diese bleiben immer gleich schmerzhaft, und mit dieser wurde der Venezianische Unterthan von seinen Obern sorgfältig verschont. Nach der Surprise von Padua that die Venezianische Regierung etwas, das viel-

vielleicht ohne Beyspiel ist; sie versprach allen ihren treuen Unterthanen den ganzen Verlust, den sie schon erlitten hatten oder noch erleiden würden, zu ersetzen, und sie hielt Wort. Die Anhänglichkeit, die Treue ihrer Unterthanen, die schon bewundernswürdig war, stieg dadurch noch zu einem höhern Grade.

Indessen langten die sechs Ambassadeure der Republik zu Rom an; da sonst Gesandte in diesen Zeiten ihren Einzug öffentlich mit vielem Pomp zu halten pflegten, so begaben sie sich, den damaligen Umständen der Republik und ihrem demüthigen Auftrage gemäß, des Nachts in aller Stille in die Stadt. Sie bekamen zwar nicht gleich Audienz bey Sr. Heiligkeit; allein die Friedensconferenzen nahmen gleich unter Vermittlung des Englischen Gesandten, des Erzbischofs von York, ihren Anfang. Die kriegerischen Operationen dieses Jahrs, endigten sich zum Vortheil der Venezianer. Nachdem Maximilian Padua vergeblich belagert und gestürmt hatte, nahmen sie Vicenza und verschiedene Plätze in Istria und Friaul wieder ein, und um das wieder eroberte Land gegen feindliche Streifereyen zu decken, bedienten sie sich einer damals neuen Erfindung, die in der Folge sehr gebräuchlich wurde; sie führten zwischen den Gebirgen von Vicenza und den Morästen des Adige eine Reihe von Redouten und Gräben auf, die man Linien zu nennen pflegt. Dem Muth und der Thätigkeit der Venezianer kam die Uneinigkeit der liguirten Prinzen zu statten. Nicht blos der Pabst, als Souverain eines beträchtlichen Stücks von Italien, auch als Mensch hatte Julius II Gründe, den König von Frankreich zu hassen. Der König hatte ihm die Päbstliche Krone versprochen, und zweymal, nicht allein die Gelegenheit, sie ihm

zu

zu verschaffen, vorbeygelassen, sondern ihm auch entgegen gearbeitet. Ohne die Hindernisse, die der König ihm in den Weg legte, hätte er acht Jahre eher Pabst seyn können, und man bedenke, welch ein unersetzlicher Verlust acht Jahre für einen ungestümen ehrsüchtigen Alten, der keine Zeit mehr zu verlieren hat, seyn müssen. Ludwig XII wußte, wie Julius hierüber gegen ihn gesinnt war, und nun haßte auch er den Pabst. Er hatte sich manchmal so sehr vergessen, daß er dem Pabst ein Laster vorwarf, das sich für das Oberhaupt der Kirche am wenigsten schickte, und in Italien für jeden Particulier eine Injurie ist; er hatte ihn oft einen Trunkenbold genannt. Diese unharmonische Stimmung der beiden Gemüther war die Klippe der Ligue. Manche Zänkereyen wegen erledigter Bisthümer in Frankreich, deren Besetzung der Pabst sich anmaßte, und der König sich zueignete, verriethen zu deutlich, was innerlich in ihren Gemüthern vorgieng, obgleich diese Streitigkeiten oft gütlich beygelegt wurden. Allein endlich ertheilte Julius, dem ausdrücklichen Inhalt der Ligue zuwider, aller Vorstellungen der Gesandten Maximilians sowohl als Ludwigs ohnerachtet, den Venezianern die Absolution, die sie suchten. Er führte zu seiner Rechtfertigung unter andern den Grund an, daß die Venezianer seine Gunst vorzüglich wegen des Schutzes verdienten, den sie der Christenheit gegen die Türken verschaften, die sich um diese Zeit noch stärker in Europa ausbreiteten, und die vielleicht mehr als noth war gefürchtet wurden, zumal seitdem sie Otranto im Königreich Neapel erobert hatten. Julius sah, vielleicht im Ernst, Venedig als einen Staat an, den die Vorsehung hätte entstehen lassen, um durch seine Seemacht die Türken von Italien abzuhalten. Doch was wahrscheinlich mehr,

mehr, als diese Betrachtung bey ihm würkte, war der Umstand, daß er den französischen Monarchen so sehr haßte, daß er die Freundschaft der Venezianer wünschte, um nur mit ihm brechen zu können. Was er heimlich wünschte, eine Aussöhnung, suchten die Venezianer öffentlich. Sie kamen also bald zu Stande. Die Bedingungen, die er machte, dienten zur Erweiterung seiner geistlichen Gewalt in Venedig; die Ambassadeure der Republik machten keine Schwierigkeit, sie einzugehen, und Julius ertheilte ihnen die Absolution in einem Consistorio mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten. Im Vorbeygehen gesagt, der Senat hat gewußt, nachher diese Erweiterungen der päbstlichen Gewalt wieder einzuschränken, und Julius erlaubte nun sogar seinen Unterthanen, den Venezianern zu dienen, welches offenbar dem Inhalte des Tractats von Cambray zuwider lief.

Er suchte nun auch den Kaiser von der Ligue zu trennen. Allein Maximilian machte Bedingungen, die die Venezianer nicht eingehen konnten. Julius aber versuchte nun ein andres Mittel; er war darauf bedacht, ihm die Mittel zur Führung des Krieges zu benehmen. Die von seinen Alliirten vorgestreckten Summen, womit Maximilian seine Truppen beym Anfange des Krieges zusammen gebracht hatte, waren ausgegeben, und es fehlte ihm an neuen Ressourcen. Er hatte sich daher an das Reich gewandt. Schon im vorigen Jahre gleich nach der Schliessung der Ligue hatte er den Ständen zu Worms Anzeige davon gethan und Unterstützung verlangt. Sie hatten sich entschuldigt: durch Besuchung der häufigen Reichstage und durch vielfältige andre Dienste wären sie erschöpft; die Li-

gue wäre ohne ihr Vorwissen und ohne ihre Einwilligung geschlossen; sie wären daher, nach dem Reichsherkommen, zu keiner Hülfe verbunden, auch wüßten sie nicht, was dem Reiche für Nutzen daraus entstehen könnte. In einer sehr lebhaften Antwort, die Maximilian bekannt machte, datirt Trident den 26sten März 1509 erklärte er, daß es schimpflich anzuhören wäre, was die Stände von Erschöpfung vorgäben; ihr Vermögen wäre ihm eben so gut bekannt, als ihnen selbst. Die Ligue ohne Vorwissen der Stände einzugehn wäre seine Pflicht gewesen, indem eine vorgängige Berathschlagung mit ihnen eine nachtheilige Zögerung würde veranlaßt haben [i]). Nachdem Maximilian und seine Alliirten den Krieg wider die Venezianer mit so glänzendem Erfolge angefangen hatten, glaubte er, vielleicht nicht mit Unrecht, die Fürsten würden nun mehr Lust haben, das stolze Venedig, das ihnen verhaßt war, mit zertrümmern zu helfen. In der That, als er nach Deutschland zurück kam, wo man von dem zum Vortheil der Venezianer erfolgten Glückswechsel noch nicht unterrichtet war, langten Gesandte verschiedner Reichsstände bey ihm an, die ihm Glück wünschten und sich aller Ehren und alles Gehorsams entboten. Dieß bestärkte ihn in seiner Hofnung und er berief einen Reichstag nach Augsburg, wo er selbst 1510 am 25sten Febr. seinen Einzug hielt. Am 4ten März ließ er seine Propositionen, die Venezianer in die Acht zu erklären und mit einer Reichsarmee zu bekriegen, übergeben. Dieses nun suchte der Pabst durch seinen Nuncius, den er zu dem Ende nach Augsburg sandte, wiewohl vergeblich zu ver-

hin-

i) Fugger VI. p. 1254 sq.

hindern. Auch die Intriguen der geheimen Agenten der Venezianer k) vermochten dießmal nichts bey den Ständen, die von selbst schon begierig, die Löwenhaut mit zu theilen, noch mehr durch den französischen Gesandten angefeuert wurden. Ludwig XII stand überhaupt bey den deutschen Ständen in grossem Ansehn; er hatte zu diesem Reichstage einen Mann von großem Verdienste, und von noch grössern Rufe, insbesondre wegen seiner Beredsamkeit, abgesandt. Lange Reden in lateinischer Sprache thaten in diesen Zeiten selbst auf Versammlungen von Fürsten, deren die wenigsten Latein verstanden, eine große Wirkung, vielleicht weil es Mode war, sich von lateinischen Rednern bis zum Enthusiasmus hin-

k) Wolf Wohner, ein wohlhabender Kaufmann zu Görz, übernahm, wie man damals wissen wollte, für 10,000 Ducaten, einige geheime Briefe vom Venezianischen Senate an die zu Augsburg versammelten Churfürsten, und andre Stände zu überbringen. Der Mann hatte die Unvorsichtigkeit ohne Geleit nach Augsburg zu gehen und dem damals regierenden Bürgermeister, Hieronymus Welser, treuherzig einen jener Briefe zu übergeben; er versicherte dabey und schien im Ernste zu glauben, es würde dadurch ein vortheilhafter Friede für das Reich befördert werden. Der Bürgermeister zeigte es dem Kaiser an, der den unglücklichen Wohner henken ließ, weil er sich in ein geheimes Verständniß mit den geächteten Venezianern eingelassen hatte. Sein Vermögen wurde confiscirt. Unbehutsamkeiten, selbst wenn sie in guter Absicht begangen werden, können für einen Staat eben so gefährliche Folgen haben, als vorsetzliche Verrätherereyen, und verdienen daher vielleicht mit diesen letztern einerley Strafe. Die Menschlichkeit wird vielleicht dabey leiden; allein die Umstände müssen entscheiden, ob auf ihre Stimme zu achten sey. Fugger p. 1273.

hinreissen zu lassen, so daß auch diejenigen, die der Redner nicht gerührt hatte, genöthigt waren, sich gerührt zu stellen. Dieser französische Gesandte war der königliche Staatsrath, Ludwig Heliano, ein geborner Mailänder. Maximilian hatte Ludwigen um einen Redner gebeten, die Stände zu bewegen, und dieser Mann, den Ludwig dazu ausgesucht hatte, erfüllte Maximilians Erwartung. Er hielt am 10ten April vor der Reichsversammlung eine philippische Rede wider die Venezianer, die auf Maximilians Befehl noch in selbigem Monate zu Augsburg gedruckt wurde [1]). Der Inhalt dieser Rede und ihre Wirkung geben weder von den politischen Kenntnissen, noch von dem Geschmacke, noch von der Denkungsart der Zuhörer sehr vortheilhafte Begriffe. Sie ließen sich offenbare Unwahrheiten aufbürden und durch die gemeinsten rhetorischen Kunstgriffe erhitzen. Ludwig Heliano versicherte ihnen, „die Ligue von Cambray wäre anfangs gegen die „Türken gerichtet gewesen; die Venezianer, die in „geheimen Verständniß mit diesen Feinden der Chri„stenheit, ihnen schon so manches Land in die Hän„de gespielt, hätten die Ausführung der eigentlichen „Absicht der Ligue verhindert. Die französischen „Truppen hätten sich mit den päbstlichen vereinigen „und wider die Ungläubigen zu Felde ziehen wollen, „als sie von den Venezianern bey Agnadel angegrif„fen wären. Die Venezianer, wenn sie dießmal „noch dem Gewitter entgiengen, würden ganz Ita„lien und das ganze abendländische Kaiserthum an „sich reissen; dahin giengen ihre Gedanken und da„zu besäßen sie List und Macht genug. Sie schie„nen zwar jetzt überwunden, aber die giftige Schlan„ge

1) Heliani Oratio ap. Freher. T. II. p. 522.

„ge würde sich erholen, und alle umher ersticken, wenn „ihr nicht jetzt das Genick zertreten würde.“ Nach einer langen Erzählung aller Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die die Venezianer gegen ihre Nachbarn ausgeübt hätten, behauptet der Redner, „sie wären erst seit hundert Jahren aus ihren Süm„pfen hervor gegangen und hätten schon mehr durch „List, als die Römer in zweyhundert Jahren durch „die Waffen, an sich gebracht. Diese Leute, die „aus armseligen Fischern Krämer, und aus Krä„mern Räuber und Giftmischer geworden, eigneten „sich die Herrschaft des Meeres zu, und übten Ty„ranney gegen ihre eigne Unterthanen, die zum „Rudern mit Ochsenziemern getrieben würden. Alle „Laster kämen in Venedig zusammen. Ein Frem„der käme nicht leicht nach Venedig, der nicht „betrogen würde, so sehr er auch auf seiner Hut wä„re, und diese Leute wären gleichwohl stolz auf ihren „Adel, in den sie keinen Fremden aufnähmen. Sie „nennen uns Barbaren, rief der Redner aus, weil „wir uns nicht in Purpur kleiden, weil wir nicht „Millionen in unsern Kisten verwahren, weil wir „nicht von Silber speisen; keine Komödie würde zu „Venedig aufgeführt, worin nicht ein Deutscher ver„spottet würde. Den Deutschen vermietheten sie ein „Haus für hundert und dreyßig Ducaten nicht jähr„lich, wie man etwa denken könnte, sondern täglich „— welches ein Tribut von funfzigtausend Ducaten „wäre, den die Deutschen ihnen jährlich bezahlen „müßten.“ Nachdem er ihrer Verschwendungen und Wollüste gedacht, kam er auf ihre Grausamkeit und versicherte, „daß auf ihren Märkten Menschen„fleisch verkauft würde. Und diese Leute wagten es, „die deutschen Fürsten anzuflehn, daß sie das andre „Auge Italiens nicht ausstechen, daß sie Venedig

„nicht zerstören möchten. Es wäre aber auch die „Absicht des Kaisers und des Königs eigentlich „nicht, die Stadt zu zerstören, sondern nur ihre „Tyranney zu hemmen; so wie Fürsten nicht Kauf„leute seyn müßten, so müßten auch Kaufleute nicht „herrschen wollen. — Nur auf Eigennutz bedacht „verriethen sie die Christenheit den Türken. Alle „Unternehmungen gegen diese Ungläubigen mislän„gen durch die Ränke der Venezianer. Sie hätten „Konstantinopel retten können, aber es aufs äußer„ste ankommen lassen, damit diese bedrängte Stadt „sich ihnen hätte unterwerfen sollen. Die Venezia„ner wären Feinde des Adels, Verächter der Für„sten, Plünderer, Mordbrenner, eine Pest und das „Verderben der Christenheit." Er schloß mit einer Anrede voll rednerischer Wendungen an die Deutschen, „die er aus ihrem vermeinten Schlaf zu er„muntern suchte, er versicherte aufs neue, erst müß„ten sie die Venezianer bezwingen, ehe sie den Krieg „gegen die Türken mit Sicherheit würden führen „können."

Alles wurde geglaubt, Niemand durfte zum Besten der Venezianer den Mund aufthun. Heliano unterließ nichts, was die Gemüther noch mehr erhitzen konnte. Er ließ zwey lateinische Gedichte von ähnlichem Inhalte mit der Rede herumgehn. Nie war eine Angelegenheit auf einem Reichstage so lebhaft betrieben. Maximilian hatte das Vergnügen zu sehn, daß die Versammlung ungewöhnlich bald zu Schlüssen kam, die seinen Wünschen völlig entsprachen. Die Venezianer wurden in die Acht erklärt, und eine Reichsarmee von sechs tausend Mann Fußvolk und achtzehnhundert Pferden sollte die Acht vollziehen. Heliano begab sich, nach die-

sem großen Triumphe seiner Beredsamkeit nach Ungarn, wo sie die nämliche Wirkung hatte. Auch die Ungarischen Stände beschlossen den Krieg wider Venedig, und kündigten ihn an. Allein dabey blieb es auch. Es sey, daß die Ungarischen Großen, auf die viel ankam, ihre Rechnung bey dem Kriege nicht fanden, oder daß andre Hindernisse im Wege waren, die Ungarn saßen stille.

Der Feldzug dieses Jahres 1510 wurde von den deutschen und französischen Truppen, die sich vereiniget hatten, mit der Wiedereinnahme von Vicenza eröffnet, die deutschen Truppen aber waren keine Reichsvölker, sondern aus den österreichischen Erbstaaten. Der Enthusiasmus, den Heliano's Rede erregt hatte, war bald verraucht. Sehr wenige Stände hatten ihr Contingent geliefert. Hierauf sollte Padua belagert werden. Allein die Deutschen verliesen sich aus einer damals gewöhnlichen Ursache; sie bekamen ihren Sold nicht. Die Franzosen setzten hauptsächlich die Operationen fort und zwar als Hülfstruppen, die ihr Monarch dem Kaiser überließ, von dem sie nun ihre Verhaltungsbefehle bekamen. Auch einige Spanische Truppen stiessen zu ihnen. Allein nichts Erhebliches ward ausgeführt. Zwey Umstände nöthigten Chaumont, den General der kaiserlich französischen Armee, sich unthätig zu verhalten. Pabst Julius II hatte allerley Foderungen an den Herzog von Ferrara, seinen Vasallen, gemacht und schien sie durch die Waffen durchsetzen zu wollen. Frankreich aber fand nöthig sich des Herzogs, seines Alliirten, anzunehmen. Wirklich waren päbstliche Truppen bis vor Ferrara gerückt; sie zogen sich aber zurück auf die Annäherung eines Succurses, den Chaumont abgesandt hatte.

Der andre Umstand war viel wichtiger. Der Tractat, den Frankreich im Jahre 1500 am 16. März zu Lucern mit den Schweizern geschlossen hatte, erlosch in diesem Jahr 1510. Als beide Theile anfiengen, wegen einer Erneurung desselben zu handeln, verlangten die Schweizer, daß ihre Pension, die bis dahin in tausend Ecus d'or jährlich für jeden Canton bestand, in allem auf zwanzigtausend erhöht, und die Vertheilung unter den Cantons ihnen selbst sollte überlassen werden. Der König erbot sich zu zwölftausend, damit die beiden Cantons Basel und Schafhausen, die erst seit dem Lucerner Tractat in den Schweizerbund getreten waren, jeder seine Pension von tausend, so gut wie die übrigen ziehen sollte. Aber die Vertheilung wollte er sich vorbehalten, um wenn es die Umstände erfoderten, die Auszahlung an einen Canton, mit dem er nicht zufrieden wäre, zurück halten zu können. Die Schweizer antworteten mit mehr Freymüthigkeit als Politesse, mit braven Leuten müßte man nicht dingen; sie wollten zwanzig tausend Ecus haben oder nichts. Ludwig XII verdrüßlich, daß ein Volk, von dem er glaubte, es hätte seinen Ruf in der Welt blos den Königen von Frankreich zu danken, ihm Bedingungen verschreiben wollte, erwiederte diese Erklärung der Schweizer mit stillschweigender Verachtung; er bekümmerte sich nun weiter um die Erneuerung der Allianz nicht. Sie noch mehr zu demüthigen nahm er deutsche Infanterie in Sold. Als die Schweizer zu Lucern, wo sie ihren Tag hielten, diese Enschließung des Königs von Frankreich erfuhren, nahmen sie die Bedingungen an, die der Pabst ihnen angeboten hatte. Sie beschlossen, ein Corps nach Italien zu senden, das ganz von den Befehlen des Pabstes abhängen sollte. Dieß Corps, vierzehntausend Mann stark, näherte

sich

sich den Mailändischen Grenzen und zog also Chaumonts Aufmerksamkeit natürlicherweise hieher, so daß dadurch die Venezianer Gelegenheit bekamen, Verona, wiewohl vergeblich zu belagern. Die Stadt wurde von einer deutschen Besatzung tapfer vertheidigt.

Indessen war das schlechte Vernehmen zwischen dem Pabst und dem französischen Hofe in öffentliche Thätlichkeiten ausgebrochen, obgleich der Cardinal von Amboise, der persönliche Feind des Pabstes, und die erste Ursache des gegenseitigen Hasses des Monarchen und des heil. Vaters gegen einander, gestorben war. Julius machte den Anfang auf türkische Manier, er ließ den Cardinal von Auch, der die Angelegenheiten des französischen Hofes zu Rom besorgte, in die Engelsburg setzen. Täglich sprach er von nichts anders, als daß er sich an die Spitze seiner Truppen begeben und gegen seine Feinde das Schwert Pauli und die Schlüssel Petri gebrauchen wollte. In der That begab er sich, wie ein junger kühner General, spät im September zu Felde, um mit seinen und mit Venezianischen Truppen Ferrara zu belagern, eine Unternehmung die mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft war, und von der er wirklich wegen einer Krankheit die ihm zustieß und wegen andrer Hindernisse, abstehen mußte.

Er hatte die Censur gegen den König von Frankreich ergehen lassen. Dieser verlangte das Gutdünken seiner zu Tours versammelten Geistlichkeit. Es fiel dahin aus, der König könne seinen Streit mit dem Römischen Hofe ohne Bedenken durch alle Mittel, deren ein Souverain sich gegen den andern zu bedienen befugt ist, ausführen, und dürfe selbst angriffsweise gegen den heiligen Vater verfahren; es

käme bey diesem Streite nicht auf Religion an, und der Pabst dürfe hier keine geistliche Waffen brauchen; gesetzt aber, Seine Heiligkeit höbe die unzeitige Censur nicht auf, und führe fort, sich seiner kirchlichen Gewalt gegen den König zu bedienen, so müßte dieser sich seinem Gehorsam entziehen und diejenigen, denen es zukäme, bitten, ein allgemeines Concilium zu berufen.

Um diese Zeit kam Matthäus Lang, Bischof von Gurk, und vertrauter Minister Maximilians nach Tours m). Die Ankunft dieses Prälaten und die

m) Matthäus Lang, Sohn eines Augsburgischen Patriciers, wurde stufenweise, Probst zu Augsburg, Bischof zu Gurk, Rath Maximilians, Erzbischof von Salzburg, Cardinal, Er war gelehrt, klug, von persönlicher Würde. Dabey einnehmend und äußerst verbindlich, bey allen Großen in Deutschland sehr beliebt, insbesondre bey Maximilian, der sein Glück so sehr beförderte, und ihn zu den wichtigsten Geschäften brauchte. Er verrichtete zu Trient die feyerliche Handlung, wodurch Maximilian seine Annehmung des Kaisertitels erklärte. Er war eine Hauptperson bey der Unterhandlung des Bündnisses von Cambray. Zwar im Tractate selbst wird er nicht genannt; auch erwähnt Du Bos seiner nicht. Allein es erhellet aus Gerh. Rov lib. XII. p. 571. und aus den Briefen der Statthalterin Margaretha, die von Seiten Maximilians zur Schließung des Tractats bevollmächtiget war. Recueil de Lettres de Louis XII. T. I. p. 134. In dem durch dieses Bündniß veranlaßten Kriege brauchte ihn Maximilian zu den Unterhandlungen mit dem Pabste. Bey dieser Gelegenheit ernannte er ihn zum Reichsvicarius in Italien. Im Jahre 1512, da er als Kaiserlicher Gesandter nach Rom kam, wurde er mit Ehrenbezeugungen empfangen, die nur einem Könige oder königlichen Erbprinzen pflegen erwiesen zu werden. J. Pierii

die Neuigkeiten, die zugleich aus Italien einliefen, leiteten den französischen Hof auf größere Ideen. Fünf Cardinäle, unzufrieden mit dem Betragen des heiligen Vaters, hatten ihn auf dem Wege von Rom nach Bologna verlassen und sich nach Mailand retirirt. Diese Umstände schienen dem Könige und dem Bischoffe von Gurk so günstig, daß sie beschlossen, ein allgemeines Concilium zur Verbesserung der Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern zu berufen. Es wurde verabredet, daß der Kaiser und der König ihre Prälaten dazu absenden und die übrigen Mächte, ein gleiches zu thun, einladen sollte. Die Idee, auf einer allgemeinen Versammlung der christlichen Kirche, als ihr weltliches Oberhaupt zu präsidiren, hatte für Maximilian zu viel Reiz, als daß sie sich nicht aller seiner Gedanken bemeistert hätte. Allein seine lebhafte, an romanhaften Entwürfen zu fruchtbare Einbildungskraft verschönerte sie ihm noch. Sie schmeichelte ihm mit der Möglichkeit, bey diesen Umständen selbst Pabst zu werden, und ohne Zweifel drängten sich in seinem Kopfe schon die vielen und großen Verbesserungsentwürfe, die er alsdenn ausführen wollte [n]).

Alle

J. Pierii Valeriani de honoribus Illustrissimo ac Reverendissimo Gurcensi Caesareo totius Italiae Vicario urbem ingredienti, habitis, epistola ap. Freher. T. II. p. 570. Von seinen Gesinnungen in Ansehung der Reformation, deren Anfang er erlebte, siehe Schmidts Geschichte der Deutschen 5. Th. p. 226.

n) Maximilians Brief an den Herrn von Lichtenstein in den Monitis Politicis ad S. R. I. Principes Francf. 1609. it. Goldasts Reichshändel p. 428. S. Schreiben an seine Tochter Margaretha, Statthalterin der Niederlande; Lettres de Louis XII. T. II. p. 59. T. III. p. 324. IV. p. 1.

Alle diese Maasregeln indeß, die beide Monarchen nahmen, kümmerten den Pabst nicht. Er stimmte den Ton, den er gegen sie angenommen hatte, um nichts herab. Vermöge seines heftigen Temperaments keiner Furcht, keines Besinnens fähig, so lange er aufgebracht war; vielleicht auch im Vertrauen auf die Mittel, woran es damals dem Römischen Hofe noch nicht fehlte, auch die fürchterlichsten Gewitter, die sich gegen ihn aufzogen, zu zerstreuen, schrieb er an die nach Mailand geflohnen Cardinäle in dem Tone eines beleidigten Gebieters, der die Rache in seinen Händen hat. Er excommunicirte den Herzog von Ferrara, und schloß die französischen Hülfstruppen, wenn sie dem Herzog Beystand leisten würden, und ihren General Chaumont namentlich mit ein. Die Kriegsverständigen hatten ihn mit vieler Mühe von der Belagerung von Ferrara abgehalten. Sobald seine Gesundheit wieder besser war, belagerte er am Ende des Decembers Mirandola. Es war ein ungewöhnlich harter Winter, das ganze christliche Europa konnte nicht anders als äusserst erstaunt seyn, als der heilige Vater hier seines Amtes so ganz vergaß. Seines hohen Alters, seiner Würde uneingedenk, nahm er sein Quartier in einem Hause, das ihn den Kanonen der Stadt aussetzte. In der Folge verlegte er es in eine kleine Kirche so nahe an den Mauern der Stadt, daß einige seiner Domestiken durch die Kanonen der Belagerten getödtet wurden. Wie ein junger General, wie ein Soldat war er Tag und Nacht auf den Batterien, richtete die Kanonen selbst auf die Wälle, um das Blut von Christen, die nach seinem eignen Begriffe rechtgläubig waren, zu vergiessen. Am anstößigsten war, daß er seinen Soldaten, um sie aufzumuntern, versprach, den

Ort plündern zu lassen. Er hatte wirklich die Belagerungsanstalten so eifrig betrieben, daß er stürmen lassen konnte. Die Besatzung aber capitulirte. Kaum konnte man von ihm erhalten, daß er eine Capitulation eingieng; er wollte, sie sollte sich auf Discretion ergeben; am liebsten hätte er sie mit Sturm erobert. Am 20sten Januar des Jahrs 1511 hielt er mit allem Pomp eines Generals von zwanzig Jahren seinen triumphirenden Einzug durch die Bresche.

Nach verschiedenen Vorfällen erfolgte eine Art von Waffenstillstand. Die französischen Truppen bekamen Befehl, mit den Feindseligkeiten gegen den Kirchenstaat einzuhalten. Maximilian, so sehr er für die Haltung eines Concilii gewesen war, hatte doch entweder aus eigner Ueberlegung, oder auf Vorstellungen die ihm von andern Seiten her, vielleicht von Ferdinand dem Katholischen gethan wurden, rathsamer gefunden, erst den Weg gütlicher Unterhandlungen mit dem Pabste zu versuchen, zu welchem Ende er den Bischof von Gurk nach Italien sandte, der von Julius auf die schmeichelhafteste Art empfangen wurde. Allein die Unterhandlungen zerschlugen sich. Julius gieng wieder zu Felde und das Concilium wurde durch zwey Acten, eine im Namen des Kaisers und des Königs von Frankreich, die andre im Namen der zu Mailand befindlichen Cardinäle, deren Anzahl sich bis auf neune vermehrt hatte, berufen. Die Absicht des Concilii sollte seyn, die Kirche in ihrem Haupte und in ihren Gliedern zu reformiren, und die offenbar Schuldigen, die keine Hoffnung ihrer Besserung übrig ließen, und seit langer Zeit der katholischen Kirche großes Aergerniß gäben, zu bestrafen. Ihre Befugniß, ein Concilium zu berufen,

sen, gründeten sie theils auf den Rang, den sie als Haupt, Glieder und Beschützer der Kirche besäßen, theils auf die Nothwendigkeit von Zeit zu Zeit dergleichen Versammlungen zu halten, theils auf den Umstand, daß gar keine Hoffnung wäre, daß der Pabst eines berufen würde [o]). Pisa wurde zum Versammlungsort bestimmt, ein neutraler Ort, wider den der Pabst nichts einwenden konnte. Julius selbst wurde von den Cardinälen vorgeladen, sich vor dem 1sten Sept. vor diesem Concilio zu stellen, und da niemand sich getraute ihm das Citationsschreiben zu überbringen, ließen es die Cardinäle an die Kirchthüren zu Rimini und in andern großen Städten Italiens öffentlich anschlagen [p]).

Allein der unerschrockne Julius berief, seiner Seits nun auch ein Concilium, das in der Laterankirche zu Rom, sollte gehalten, und dem Pisanischen entgegen gesetzt werden [q]). Von den fünf Cardinälen zu Mailand, die das Pisanische berufen hatten, erklärte er, in einer fulminirenden Bulle, drey, die er für die standhaftesten hielt, aller kirchlichen Würden und Beneficien verlustig, falls sie sich nicht binnen sechzig Tagen vor ihm stellten; die beiden andern ermahnte er, sich bey seinem Cancilio zu Rom einzufinden. Das zu Pisa wurde am 1sten September eröffnet. Julius, der sich von einer tödlichen Krankheit eben erholt hatte, belegte den ganzen

o) Das Convocationsschreiben der Cardinäle nach dem lateinischen Original steht beym Goldast in politicis Imperii p. 1194. it. apud Raynald. ad an. 1511. n. V. seq.

p) P. Bembus lib. XI. p. 463.

q) Raynald ad an. 1511. n. XI. seq.

zen florentinischen Staat, wozu Pisa gehörte, mit dem Interdict; brachte die Könige von Spanien und England auf seine Seite, die durch ihre Gesandte am französischen Hofe Vorstellungen gegen die Haltung der Pisanischen Versammlung thun ließen, und schloß am 5ten October mit Spanien und Venedig eine Off- und Defensivallianz, worin die contrahirenden Theile versprachen, alle ihre Kräfte anzuwenden, die Einheit der Kirche wider die Pisanische Versammlung zu handhaben, und den Pabst wieder in den Besitz aller von ihm abhängigen Lehne zu setzen. Es wurde bestimmt, wie viel Truppen jeder Theil zur Vollziehung dieses offenbar wider Frankreich gerichteten Bündnisses stellen sollte. Den Kaiser wollte man darin aufnehmen, wenn er sich von Frankreich zu trennen entschliessen würde. Durch diese Allianz noch kühner geworden, hielt Julius ein feyerliches Consistorium, worin er die fünf Cardinäle zu Mailand ihrer Würden verlustig erklärte und ihnen die Strafe der Ketzer und Schismatiker zuerkannte, falls sie nicht binnen einer bestimmten Frist ihren verkehrten Sinn ablegten. Das Glück begleitete jeden raschen Schritt dieses feurigen Alten. Die zu Pisa versammelten Geistlichen mußten verschiedner unangenehmen Vorfälle wegen, die ihnen dort begegneten, weil das Volk sie haßte, schon in der zweyten Sitzung beschließen, das Concilium nach Mailand zu verlegen. Keine deutsche Prälaten fanden sich dazu ein; sie wollten erst die Sache unter sich, mit gewöhnlicher Langsamkeit überlegen; auch war Maximilian nicht mehr so sehr für die Sache, als er es gewesen war, so lange sie seiner Einbildungskraft neue und angenehme Aussichten vorhielt; die Schwierigkeiten, die er fand, sie zu erreichen, hatten seinen Eifer erkaltet.

Unter-

Unterdessen gieng die Armee der heiligen Union — so nannte man den Bund, den der Pabst, Venedig und Spanien mit einander geschlossen hatten — wider die Franzosen zu Felde, und die Schweizer rückten, als Soldaten der Union, wie sie sich nannten, in Mailand ein. Bey den französischen Truppen in Italien hatte damals Gaston de Foix, der neue Gouverneur von Mailand, das Commando bekommen, wie es schien, bloß durch die Gunst. Er war ein Schwestersohn Ludwigs XII, er war erst zwey und zwanzig Jahr alt; allein er hatte schon in den vorigen Feldzügen bey kleinen Affairen commandirt und sich die Liebe und Achtung der Truppen erworben; er besaß Kenntnisse, Urtheilskraft und Arbeitsamkeit, in einem Grade, worin sie selbst bey Männern von reifern Jahren selten sind; zu allen diesen wesentlichen Eigenschaften kam die Schönheit seiner Person und sein feuriger Muth. So ein General an der Spitze einer französischen Armee wird immer glänzende, wenn uugleich nicht immer wirklich große und glückliche Thaten verrichten. Gaston de Foix nöthiget die Schweizer sich zurück zu ziehen, eilet alsdann nach Bologna, das von den Truppen der heiligen Union belagert wird, entsetzt diese Stadt, geht zurück den Venezianern entgegen, greift ihre in den Verschanzungen von Brescia stehende Armee an, schlägt sie und erobert Brescia in Sturm; alles dieses in wenig Wochen im Winter, wo er mit allen Hindernissen der Jahrszeiten zu kämpfen hatte. Doch wir müssen von dieser Begebenheit noch einzelne Umstände anführen. Bey der Armee der Union vor Bologna befand sich der Erfinder der Minen, Peter Navarra der hier neue Versuche machte. Er hatte einige Minen angelegt, deren Sprengung das Zeichen zu einem Sturm seyn sollte. Eine dieser Minen

nen sprengte die Kapelle der heiligen Jungfrau in die Luft; allein durch sonderbare, zufällige Ursachen fiel die Kapelle so perpendiculair wieder auf ihren alten Platz, daß sie ihn völlig so wieder einnahm, als ob gar keine Mine unter ihr gesprungen wäre. Dieser von glaubwürdigen Geschichtschreibern hinlänglich bezeugte Vorfall wurde noch lange nachher von frommen Bolognesern für ein Wunder gehalten. Am 5ten Februar des Jahres 1512 langte Gaston bey Bologna an, am 6ten zogen sich die Alliirten zurück.

Bey der Armee, mit der Gaston diese großen Dinge ausführte, und die aus etwa zwanzigtausend Mann bestand, befanden sich fünftausend Deutsche. Die Venezianische Armee, die sich bey seiner Annäherung in Brescia warf, war fünf und zwanzigtausend Mann stark. Den Marsch von Bologna nach Brescia, von fünf und zwanzig deutschen Meilen, that Gaston bey schlechtem Wetter und bey Wegen, die man für impracticabel hielt, in neun Tagen. Daß seine ermüdete Armee nicht gleich von den so viel stärkern Venezianern angegriffen wurde, war zum Theil ein Verdienst Jacobs von Embs, dessen Ruhm in diesen Zeiten groß war. Er war von Gaston mit tausend deutschen Fußknechten voraus gesandt, und er hatte ein festes Kloster auf einer Anhöhe bey Brescia besetzt, unter welchem Gaston nunmehr sein Lager ungestört aufschlug. Nach einer vergeblichen Aufforderung an den General der Venezianer beschloß Gaston, am 19. Febr. die Verschanzungen um die Stadt und das Schloß zugleich zu stürmen. Am Morgen ließ er bekannt machen, ob sich zu diesen Unternehmungen Freywillige fänden. Jacob von Embs, Philip von Freyburg, ebenfalls ein berühmter Kriegsmann dieser Zeiten, redeten die Deutschen an; achthundert

und einige und funfzig hoben zum Zeichen der Einwilligung die Hände auf, und Jacob traf den Sturm auf die Verschanzungen an mit fünfhundert, Philip von Freyburg auf das Schloß mit dreyhundert. Das Schloß, die Verschanzungen, die Stadt selbst wurden erobert, obgleich die Venezianer sich von Straße zu Straße vertheidigten. Funfzehntausend Menschen sollen an diesem Tage geblieben seyn. Nachdem der Blutdurst der Sieger gestillt war, folgte die Plünderung, die der General ihnen unglücklicherweise versprochen hatte. Sie währte sieben Tage. Brescia wurde, nach Mailand, für die reichste Stadt in der Lombardie gehalten.

Unterdessen hatte Julius auch die Engländer gewonnen; eine Anekdote sagt, durch eine Schiffsladung von kostbaren Weinen, Italienischen Saucissen und andren Delicatessen, die er nach London sandte, und unter die Parlementsglieder vertheilen ließ. Maximilian wankte und fieng an sich so sehr auf die Seite des Pabstes zu neigen, daß er gern geschehen ließ, daß die zu Augsburg versammelten Bischöffe das Pisanische Concilium ein conciliabulum schismaticum nannten [r]). Ludwig fieng an, das gefährliche

r) Maximilians Wankelmuth in Ansehung Frankreichs kann entschuldiget werden. Man sehe, wie er sich selbst entschuldigte, als der französische Hof sich darüber beschwerte, daß der Kaiser die Schweizer, auf Gesuch des Pabstes, ungehindert durch sein Gebiet hätte passiren lassen. Maximilian antwortete, er habe dieß dem Pabst so wenig abschlagen dürfen, als Ludwig es der Fürstinn von Bourbon hätte verwehren können, ihrem Vetter Karl von Egmond, der immer in den Niederlanden noch so viel Unruhe machte, französische Truppen und französisches Geld zu Hülfe zu senden. Fugger VI. 15. p. 1285. Nichts ist

fährliche seiner Situation einzusehn, daß er allein mit dem heiligen Vater in offenbaren Krieg sollte verwickelt seyn. Er fürchtete, bey diesen Umständen könnte die Anzahl seiner Feinde sich leicht vermehren; er beschloß daher, so lange er noch der mächtigere war, sich seiner Vortheile zu bedienen; er sandte seinem General Ordre, die Armee der Union aufzusuchen und zu schlagen, wo er sie fände. Gaston säumte nicht, sie zu befolgen. Da die Armee der heiligen Union einen päbstlichen Legaten, den Cardinal von Medicis, den nachmaligen berühmten Pabst Leo X an der Spitze hatte; so verfügte sich, im Namen des Pisanischen Concilii, der Cardinal von Sanseverino zur französischen Armee, um sie durch seine Gegenwart zu autorisiren, gegen die vom Pabst gesegneten Waffen zu fechten. Es zog also ein Legat gegen den andern, Kreuz gegen Kreuz zu Felde. Die Armee der Union retirirte sich, wie Gaston gegen sie anrückte. Er belagerte Ravenna.

ist so langweilig, so ekelhaft, als die Beschuldigungen von Untreue und Wankelmuth, die ein parteyischer Schriftsteller, wie Du Bos, Prinzen, die mit den Helden des Schriftstellers wetteiferten, so gern zu machen pflegt. Eben dieses gilt von den Vertheidigungen, die von andern zur Rettung der Ehre solcher Prinzen geschrieben worden. Maximilian hatte aber auch Ursache, Frankreichs Uebermacht in Italien zu fürchten, da es seine Prätension auf Neapel noch nicht aufgegeben hatte, wo Maximilians Enkel, Erzherzog Karl, nach Ferdinands Tode succediren sollte. Ferdinand stellte es Maximilianen vor, wie schädlich für ihren beiderseitigen Enkel Frankreichs Größe seyn würde. Aus dieser Betrachtung würde Maximilian gern von der französischen Allianz abgetreten seyn, wenn er die Venezianer nicht so sehr gehaßt hätte.

Sie wollte es entsetzen. Hier kam es zu einer der berühmtesten Schlachten dieser Zeit. Am Ostertage, am 11ten April grif Gaston die Alliirten an. Seine Artillerie, die der Herzog von Ferrara, ein Herr von großer Geschicklichkeit in diesem Fache, dirigirte, und die deutsche Infanterie, die die Spanische gegen sich hatte, trugen am meisten zur Entscheidung bey. Hier wurden die Auftritte erneuert, die man nur vor Troja und in den Ritterzeiten gesehn hatte. Berühmte Krieger foderten einander vor den Augen der beiden kämpfenden Heere aus und fochten mit einander. Jacob von Embs wurde von einem Spanischen Obersten Zamudio ausgefodert und mit der Lanze erstochen. Fabius von Schlaberndorf, Johann Spet von Pflumer, mit grünen Laubkränzen auf ihren Helmen, foderten zwey Spanier aus. Aber Spet wurde, eh der Zweykampf angieng, von einer Kugel getroffen. Schlaberndorf erlegte seinen Gegner. Die Alliirten wurden völlig geschlagen. Aber der siegende Feldherr, Gaston, ließ sich diesesmal von jugendlicher Hitze fortreißen, die weichenden Spanier zu begierig zu verfolgen; er wurde im Nachsetzen im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters getödtet. Zehntausend, andre sagen gar, zwanzigtausend Todte lagen auf dem Schlachtfelde. Von zwölf deutschen Obersten waren neune getödtet. Die deutschen Patrioten dieser Zeit klagten, daß Frankreich mit deutschem Blute Italien eroberte. Der Cardinal von Medicis, der Marquis von Pescara, in der Folge einer der größten Feldherrn Kaiser Karls V, Peter Navarro und viel andre vornehme Officiere der Alliirten wurden gefangen. Vier Tage nachher capitulirte Ravenna und die ganze Provinz von Romagna, bis auf Forli und Imola, ergab sich. Der Cardinal van Sansevе-

rino nahm allenthalben die Huldigung im Namen des Pisanischen Concilii ein. Dieß waren aber auch die letzten Vortheile, die die Franzosen erhielten; sie blieben, als wären sie die geschlagene Armee, in Romagna stehn. Theils waren sie durch den Sieg selbst, der theuer erkauft war; theils durch Desertion sehr geschwächt. Nichts war in diesen Zeiten gewöhnlicher, als daß eine Armee nach einem erfochtenen Siege durch die Desertion außer Sand gesetzt wurde, zu agiren, weil die Miethsoldaten (Landeskinder mit Zwang anzuwerben war noch nicht gebräuchlich,) mit der gemachten Beute in Sicherheit eilten.

Auf die Nachricht von dieser großen Niederlage waren Prälaten und Cardinäle dem Pabste zu Fuße gefallen, ihn zum Frieden zu bewegen. Die Gesandten von Venedig und Spanien riethen ihm nach Neapel zu flüchten. Jenes litt sein Stolz nicht; dieß war bedenklich, weil er fürchtete, die Römischen Baroni, die immer noch das Waffenrecht hatten, würden sich mit Frankreich verbinden und ihre Unabhängigkeit, nach der sie von je her getrachtet, zu erlangen suchen. Neue Nachrichten von dem Zustande der französischen Armee, wo unter den Officieren große Uneinigkeit war, flößten ihm neuen Muth ein. Er befahl, die Armee wieder zu sammeln und am 5ten May eröffnete er sein Concilium.

Unterdessen kündigte Heinrich VIII von England dem Könige von Frankreich den Krieg an, um sich den Ruhm eines Beschützers des heiligen Stuhls und den Titel eines allerchristlichsten Königs zu erwerben. — Ludwig XII, in dessen Conseil nach dem Tode des Cardinals von Amboise Unschlüssigkeit herrschte, wußte nicht, wie er sich recht nehmen sollte.

Bald wollte er den Krieg fortsetzen, bald wünschte er sich mit dem heiligen Vater auszusöhnen. Die Schweizer aufgebracht, daß Ludwig sie verachtet, daß er ihnen das Brod genommen, und deutsches Fußvolk gemiethet hatte, drangen aufs neue, zwanzigtausend Mann stark, in Mailand ein. Matthias Scheiner, Bischof von Sion, ein feuriger Redner auf der Kanzel sowohl, die er oft bestieg, als in den Volksversammlungen, ein schlauer Staatsmann und kühner General, commandirte sie. Des Credits wegen, worin er bey seinen Landsleuten stand, hatte ihm Julius den Cardinalshut gegeben. Der schlechte Widerstand der Franzosen, die ihre Eroberungen im Kirchenstaat hatten verlassen müssen, um Mailand gegen diesen tonsurirten General zu vertheidigen, bewies, daß kein Gaston mehr an ihrer Spitze war. Außerdem hatten die vielen Fatiguen, die sie ausgehalten, die Uneinigkeit ihrer Officiere, und die Hindernisse, die nach dem glänzenden Siege bey Ravenna den Lauf ihrer Eroberungen aufhielten, ihr Feuer gänzlich gedämpft und Muthlosigkeit war an die Stelle jener ungestümen Kühnheit getreten, die nur ein Lieblingsgeneral, wie Gaston, ihnen hatte einflössen können. Unglücklicherweise ließ um eben die Zeit Maximilian Avocatorien an alle Deutsche in französischen Diensten ergehen, die auch in dem Quartier der bey der französischen Armee in Italien stehenden Deutschen publiciret wurden. Sie marschirten sämmtlich, bis auf zweyhundert, noch selbigen Tages ab, aller Bitten und Vorstellungen des französischen Generals unerachtet, der zu schwach war, es mit Gewalt zu verhindern. Eine Folge aller dieser Umstände war, daß die Franzosen, die am 11ten April bey Ravenna am adriatischen Meere einen so herrlichen Sieg erfochten hatten, am

28sten

28sten Junius den Italienischen Boden verlassen und sich über die Alpen zurück ziehen mußten. Die Schweizer setzten nun den Maximilian Sforza wieder in den Besitz des Herzogthums Mailand. Für diesen Dienst mußte er den dreyzehn Cantons die vier Aemter Lucarno, Lugnano, Magdia und Mendrisio, und den Graubündnern Chiavenna und Veltelin abtreten.

Bald darauf verlor Frankreich den einzigen Alliirten, den es noch hatte, der es aber in der That geraume Zeit her blos dem Namen nach gewesen war. Maximilian söhnte sich mit dem Pabste aus. Er hatte schon lange öffentlich sein Mißvergnügen über Frankreich zu erkennen gegeben. Dem Pabst war zu viel daran gelegen, den Kaiser auf seiner Seite zu haben. Jener sandte den Bischof von Gurk abermals nach Rom. Der Pabst empfing ihn mit Ehrenbezeugungen, die nur einem Souverain pflegten erwiesen zu werden. Der Pabst hätte gern den Kaiser auch mit den Venezianern ausgesöhnt. Allein da er hierin nicht glücklich war, so überließ er lieber die Venezianer ihrem eignen Schicksal, um die Freundschaft des Kaisers zu erlangen, damit dieser das lateranische Concilium erkennen und das Pisanische öffentlich verwerfen sollte. Der Tractat wurde geschlossen. Seine Heiligkeit traten nicht nur von der Allianz mit den Venezianern ab, sondern wollten sie auch von nun an, als Feinde betrachten; der Kaiser trat der heiligen Ligue bey, adhärirte dem lateranischen Concilio und wiederrief alle seine vorigen zu Gunsten des Pisanischen gegebnen Acten; er entzog allen Vasallen des Römischen Stuhls, namentlich dem Herzoge von Ferrara seinen Schutz. Am Tage nach der Unterzeichnung

wohnte der Bischof von Gurk einer Sitzung des lateranischen Concilii bey und stellte, als Bevollmächtigter des Kaisers, die erforderlichen Adhärirungsacten aus.

Nun that sich Julius keinen Zwang länger an; er publicirte die Bulle, die er schon fertig hatte, worin er Frankreich mit dem Interdict belegte. Ludwig protestirte dagegen auf die gewöhnliche Weise, und beantwortete die eiteln Verwünschungen des noch am Rande des Grabes so wütenden Alten mit einem Tone, der eines aufgeklärten Monarchen würdig war. Der Bischof von Gurk begab sich hierauf nach Mailand, wo er den neuen Herzog, Maximilian Sforza, im Namen des Kaisers und des Reichs installirte.

Das folgende Jahr 1513 lieferte ein neues Exempel des Leichtsinns, und der Wankelmuth, womit in diesen Zeiten Verträge geschlossen und gebrochen wurden. Die vom Pabst verlaßnen Venezianer und das vom Kaiser verlaßne Frankreich schlossen am 11ten März eine Allianz mit einander. Wenige Tage vor der Unterzeichnung starb Julius II, ein Pabst, der durch den offenbaren Mißbrauch seiner Gewalt, durch seine ungescheute Verachtung alles dessen, was seine Würde als Oberhaupt der Kirche von ihm foderte, die heilige Ehrfurcht, die man bis dahin außerhalb Italien für den päbstlichen Stuhl gehabt hatte, merklich schwächte, und dadurch die Reformation erleichterte. Schon am siebenten Tage des Conclave war sein Nachfolger erwählt, der Cardinal von Medicis, damals sieben und dreyßig Jahr alt, der den Namen Leo X annahm. Die beiden Cardinäle, die den verstorbnen Julius am heftigsten gehaßt und das Concilium von Pisa am eifrigsten befördert hatten, kamen und söhnten

ten sich mit dem neuen Pabste aus. Dieser war übrigens lange unschlüssig, welche Partey er nehmen sollte. Eben so sehr auf sein Vergnügen bedacht, als es Julius auf Ruhm und Ehre gewesen war, wünschte er allgemeinen Frieden; allein er war auch zu klug, sein Verlangen zu sehr merken zu lassen, und er wünschte ebenfalls, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, nur nicht durch so gewaltsame Mittel, wie Julius.

Unterdessen war Heinrich VIII mit einer Armee aus England nach Frankreich hinübergeschifft. Maximilian verfügte sich zu ihm und die Franzosen wurden bey Guniegate geschlagen. Nach Italien sandte Ludwig eine neue Armee unter La Tremouille, bey der sich wieder achttausend deutsche Landsknechte und sechstausend andre Deutsche, die Robert de la Mark, Prätendent des Herzogthums Geldern geworben hatte, und die man die Bandes noires nannte, befanden. Anfänglich hatte La Tremouille ziemlichen Succeß im Mailändischen, wo sich die Schweizer durch ihre Gelderpressungen verhaßt gemacht hatten. Allein als er bey Novara sein Lager unbehutsamerweise so übel eingerichtet hatte, daß Fußvolk und Reuterey einander nicht recht unterstützen konnten, griffen ihn die Schweizer unter Mottins Anführung am 6ten Junius zwey Stunden vor Tages Anbruch plötzlich an und schlugen ihn dergestalt, daß er sich nach Frankreich zurück ziehen mußte. Der tapfre Anführer der Schweizer blieb selbst in dieser blutigen Schlacht, die ihnen fünftausend, und den Franzosen achttausend Mann soll gekostet haben.

Indessen wurde Ludwig XII durch das Zureden seiner Gemahlin aus seiner Unschlüssigkeit gezogen. Er sah ein, bey den Gesinnungen der übrigen christlichen Mächte würde er wider den Strom

schwimmen müssen, wenn er das Concilium von Pisa, das endlich außer Mailand nach Lyon verlegt war, länger unterstützen wollte. In der That erlosch es wie ein zu Ende gehendes Licht von selbst, und als schon keine Prälaten mehr da waren, eine Sitzung zu halten, unterschrieb Ludwig seine Aufhebung; er sandte den Bischof von Marseille nach Rom, der das lateranische Concilium in Frankreichs Namen anerkannte, und Leo X, friedfertiger gesinnt wie sein heftiger Vorgänger, kam den übrigen Wünschen des französischen Hofes zuvor, und hob erst das Interdict und hierauf die Censur proprio motu feyerlich auf. Mit eben der Biegsamkeit suchte er den Frieden zwischen dem Kaiser und den Venezianern zu vermitteln, allein vergeblich, obgleich der Bischof von Gurk, den er zum Cardinal erhob, zu dem Ende nach Rom kam. Ein Waffenstillstand war die einzige Frucht seiner Bemühungen. Das ganze Labyrinth der fernern Unterhandlungen, die so häufig angefangen, abgebrochen und erneuert wurden, ganz durchzugehen würde eben so langweilig als unnütz seyn, da sie nichts entschieden. Immittelst wurde der Krieg hier schläfrig, dort lebhafter forzgesetzt, aber ohne Vorfälle, die jetzt noch bemerkt zu werden verdienten.

Am 1ten Januar des Jahres 1515 starb Ludwig XII. Die Jugend, das Feuer und die ritterhafte Denkungsart seines Nachfolgers, Franz des I, ließ mit Recht befürchten, daß nun lange an keinen Frieden würde zu denken seyn. Voller Ruhmsucht und begierig das Herzogthum Mailand wieder zu erobern führte er in August eine Armee nach Italien, von der die französischen Geschichtschreiber versichern, sie sey die schönste gewesen, die in diesem Kriege über die Alpen gegangen. Sie bestand aus zehn-

tausend

tausend Mann französischer Infanterie, aus zwey und zwanzigtausend deutschen Landsknechten und zweytausend fünfhundert sogenannten Lanzen oder hommes d'armes, die ohngefähr zwölftausend Mann Cavallerie ausmachten. Die Schweizer im Mailändischen wurden jetzt unter sich uneinig. Zwey ihrer Anführer, die Herrn von Altsachs und Diesbach, wollten die alten Tractaten mit Frankreich, wozu Franz ihnen Vorschläge thun ließ, erneuern, und giengen, als ihre Meynung nicht allgemeinen Beyfall fand, mit ohngefähr achttausend Mann nach der Schweiz zurück. Die übrigen, deren noch zwanzigtausend waren, ließen sich von dem kriegerischen Cardinal von Sion bereden, der Unterhandlungen unerachtet die mit dem französischen Monarchen noch gepflogen wurden, ihn am 13ten Sept. in seinem Lager bey Marignano zu überfallen. Nach einem fünfstündigen Gefecht nöthigte die Finsterniß der einbrechenden Nacht beide Theile den Tag auf der Stelle zu erwarten. Franzosen, Deutsche, Schweizer standen oder lagen hier dicht bey einander, ohne zu wissen, ob ihre nächsten Nachbarn Freunde oder Feinde waren. Vielleicht hat die ganze Geschichte kein andres Exempel von einer so sonderbaren Situation zweyer feindlichen Heere, die vielleicht ein schönes Sujet zu einem großen historischen Gemälde abgeben könnte. König Franz lag auf einer Lavette. Mit dem Tag begann das Gefecht von neuen. Aber nach vier Stunden mußten die Schweizer sich zurück ziehn, jedoch in der besten Ordnung, mit allem ihren Geschütz und ohne vom Feinde verfolgt zu werden. Ihrer sollen funfzehntausend, und von französischer Seite an die sechstausend geblieben seyn. Ganz Mailand unterwarf sich nun dem französischen Monarchen. Ein

so

so glänzender Anfang machte ihm Lust, Neapel wieder zu erobern. Allein Leo X, der gleich nach der Schlacht von Marignano einen Finalvergleich mit ihm schloß, redete ihm diese Expedition aus in einer Zusammenkunft mit ihm zu Bologna, wo er auch die Concordaten mit ihm schloß, über deren Inhalt, ob er für Frankreich vortheilhaft oder schädlich gewesen, die Meynungen der Franzosen getheilt sind. Indeß starb Ferdinand der Katholische, der feinste, der schlaueste Kopf seiner Zeiten. Dessen Nachfolger in Spanien, der nachmalige Kaiser Karl V, bey dem damals noch seine Niederländischen Minister am meisten Einfluß hatten, die für ein gutes Vernehmen mit Frankreich waren, sandte den Herrn von Chievres an Franzens Hof, durch dessen Unterhandlungen ein Tractat zu Noyon 1516 den 13. Aug. geschlossen wurde. Maximilian war anfangs sehr unzufrieden damit. Eine Rimesse von zwanzigtausend Ducaten, die Ferdinand der Katholische kurz
1516. vor seinem Tode ihm übermachte, hatte ihn in Stand gesetzt, funfzehntausend Schweizer zu werben, womit er plötzlich in das Mailändische gedrungen war und anfänglich große Erwartungen erregte. Als aber bald darauf die Schweizer ihm grade heraus erklärten, daß sie ihm nicht dienen wollten, wenn sie nicht bezahlt würden, und als er eine verrätherische Correspondenz eines ihrer Hauptleute glaubte entdeckt zu haben, nach welcher sie fähig zu seyn schienen, ihre an Ludovico Moro verübte Treulosigkeit auch in Ansehung seiner zu erneuern, entfernte er sich plötzlich aus Italien, seine ganze Armee zerstreute sich, und er trat dem Vergleich von Noyon bey. Die Venezianer bekamen alles Verlorne zurück und bezahlten dem Kaiser zweyhunderttausend Ducaten.

Eilftes

Eilftes Kapitel.

Begebenheiten von 1510 — 1516.

Inhalt.

Beschwerden der deutschen Nation wider den Pabst — Maximilians Idee, ihnen durch eine pragmatische Sanction abzuhelfen — Wimpheling arbeitet daran — ohne Erfolg — Besuch der Könige von Polen und Ungarn zu Wien — Doppelter Heirathsvertrag.

Wie der Pabst nicht allein von der Ligue abgetreten war und sich mit den Venezianern ausgesöhnt hatte, sondern auch daran arbeitete, daß Maximilian vom Reiche keine Hülfe wider die Venezianer erhalten sollte, als er in dieser Absicht den Reichstag zu Augsburg 1510 berufen hatte; so suchte Maximilian seiner Seits ihm auf alle mögliche Weise wehe zu thun. Auf eben diesem Reichstage gieng er damit um, eine Sache einzuleiten, und betrieb sie Anfangs mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, die, wenn er sie ausgeführt hätte, der päbstlichen Herrschaft in Deutschland einen empfindlichen Streich würde versetzt haben. Die Menschen fühlen den Misbrauch der Gewalt in keinem Stücke so geschwind und so lebhaft, als in Geldsachen: jeder andere Eingriff in ihre Rechte und Freyheiten wird eher ertragen, als zu oft wiederholte und zu starke Zusprüche an ihrem Beutel. Alle übrigen Misbräuche der Römischen Kirche, wovon so viele so offenbar mit dem Wohl der Völker stritten, hatten allenfalls einzelne stille Klagen derer, die bessere Einsichten

ten hatten, oder heftige Declamationen einiger kühneren Freunde der Wahrheit veranlaßt. Allgemeine laute Klagen aber, öffentliche Beschwerden über des Pabsts Usurpationen; Vorschläge und Entwürfe, ihnen durch einmüthige Entschließungen der Nation abzuhelfen, wurden nicht eher vernommen, als bis derjenige Theil der Geistlichkeit selbst damit hervor kam, der zwar als ein Mitglied der Hierarchie den Einrichtungen der Römischen Kirche sein Ansehn, seinen Glanz und seine Reichthümer zu danken hatte, der aber auch unerträglich fand, daß er von seinen Einkünften dem Römischen Hofe immer mehr und mehr abgeben sollte. Schon lange hatte die vornehmere deutsche Geistlichkeit sich darüber beschwert, daß die Gelder, die sie bey dem Antritt ihrer Stellen nach Rom bezahlen mußten, je mehr und mehr erhöht wurden, so daß mancher Churfürst, um sein Pallium einzulösen, mancher Bischof, um die Confirmation seiner Wahl zu bekommen, sich dergestalt in Schulden stecken mußten, daß die Einkünfte der reichsten Stifter nicht hinreichten, sie davon zu befreyen; daß viele in Schulden starben. So fühlbare Bedrückungen pflegen den Geduldigsten Klagen abzupressen, daß sie die Einkünfte der neuerlangten Stifter so lang entbehren mußten, indem der Pabst sie zog; daß die streitigen Wahlen nur vom Römischen Hof entschieden werden konnten, und daß die Processe darüber zu Rom selbst geführt werden mußten und so kostbar waren; daß so viele andere Sachen, die ein churfürstliches oder bischöfliches Gericht eben so gut hätte entscheiden können, nach Rom gezogen wurden, wo die päbstlichen Tribunale und ihre Advocaten es treflich verstanden, die Processe zu verlängern und sich dafür aufs beste bezahlen zu lassen; daß die

Päbste

Päbste sich so manchen Fall vorbehalten hatten, über erledigte deutsche Pfründen zu disponiren, wodurch den Churfürsten und den Bischöfen die Gelegenheit benommen wurde, ihre Freunde damit zu versorgen, alles dieses war schon oft der Inhalt ihrer Klagen auf Reichstagen und Concilien gewesen, und es ist bekannt, daß sie besonders auf den Concilien zu Costnitz und Basel diesen Beschwerden ein Ende zu machen suchten, daß aber ihre Absicht durch die Concordate von 1447 ziemlich vereitelt wurde.

Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde dem Kaiser eine Schrift, wahrscheinlich auf seine eigene Veranlassung, übergeben, die ebenfalls auf die Abhelfung aller dieser Beschwerden abzielte. Wahrscheinlich war sie von Jacob Wimpheling, Professor der Theologie abgefaßt, einem Mann der mit einem lebhaften Geist helle Einsichten verknüpfte, der wider verschiedene Misbräuche, die in der Kirche herrschten, mit Freymüthigkeit und nicht ohne Heftigkeit geschrieben hatte, den es, als einen feurigen Patrioten, verdroß, daß Deutschlands Kirche sclavischer vom Pabste sollte behandelt werden, als die von Frankreich [a]). Jene Schrift, die dem Kaiser übergeben wurde, erzählte in zehn kurzen Sätzen alle die Beschwerden, die die deutsche Nation in Ansehung oberwähnter Punkte wider den Pabst hatte, und dies geschah manchmal mit Ausdrücken, die von des Concipienten Verdruß und Unwillen über die päbstlichen Usurpationen zeugten. So hieß es im siebenten Satz, daß die Regierung der Kirche Unwürdigen anvertraut würde, die geschickter wären, Maulesel zu

1510.

a) Gravamina Nationis Germanicae ap. Freher. T. II. p. 673.

zu weiden und zu leiten, als Menschen. Alsdann wurden die Mittel angezeigt, wodurch die Abschaffung dieser Misbräuche zu bewürken wäre [b]). In diesem Theile aber der Schrift wird dem Kaiser eine solche Behutsamkeit, eine solche Schonung des Römischen Hofes empfolen, ihm wird so sehr gerathen, sich an dem Exempel seiner Vorfahren zu spiegeln, die durch den Bann der Päbste unglücklich, die von ihnen abgesetzt worden; ihm wird der Wink gegeben, daß die Bischöffe am Ende doch sich lieber an den Pabst halten würden; ihm werden so viele andere Bedenk-

b) In dieser Schrift werden einige Gründe von ganz besonderer Art empfohlen, die die Deutschen gegen den Pabst anführen sollten, warum sie alle die von ihm verlangten Gelder nicht aufbringen könnten, z. E. unter andern dieser: Deutschland hätte so viel Wittwen, Waisen, Kranke, arme Mädchen, die sonst zu Huren werden könnten, Hausarme und von venerischen Krankheiten Angesteckte, wovon leider ganz Deutschland voll wäre, zu unterhalten. Degenerum natio nostra non solum pro reparatione Ecclesiarum et monasteriorum auro indiget et argento, sed etiam pro hospitalibus, pro pueris expositis, pro viduis, pro puerperis, pro orphanis, pro filiabus pauperum (ne stupro cadant) desponsandis, pro domestica inopia laborantibus, pro annosis et effoetis, pro valetudinariis, ac pro pustulatis, quorum (proh dolor) plena est Germania; alioqui etiam populosa, uti sexum minime fastidiens muliebrem, Freher T. II. p. 679. Des nämlichen Grundes bedient sich Wimpheling in seiner Replik auf zwey Briefe des Aeneas Sylvius, Freher l. c. p. 689. Ueberhaupt findet sich in den Gedanken und Ausdrücken in den gravaminibus und in der Wimphelingischen Replik eine solche Aehnlichkeit, daß man bey der ersten Durchlesung auf die Vermuthung kömmt, daß beide einen Verfasser haben.

Bedenklichkeiten zu Gemüthe geführt, daß man fast glauben sollte: der Concipient habe ihn eher von der Sache abschrecken, als ihn dazu ermuntern wollen. Daß Maximilian erwähnten Strasburgischen aufgeklärten und redlichen Theologen bey dieser grossen Sache vorzüglich brauchen wollte, erhellet aus dem Umstande, daß er einen seiner Secretaire mit einem Exemplar von der pragmatischen Sanction, wodurch die Rechte der Könige von Frankreich in der französischen Kirche wider die Eingriffe des Pabstes gesichert worden, an Wimpheling sandte, und diesem auftrug, einen Plan zu einer ähnlichen Sanction für Deutschland zu entwerfen und sich darüber mit dem Secretair zu besprechen [c]). Wimpheling machte sich auch mit seinem ganzen Eifer an die Arbeit und schickte dem Kaiser zwey Monate nachher den verlangten Plan. Dabey aber blieb es auch, es sey, daß Maximilian durch die Italienischen Angelegenheiten, oder durch andere Ursachen an der Ausführung dieses Entwurfs verhindert wurde.

Die Mannichfaltigkeit der Absichten und Entwürfe, mit denen Maximilian sich oft zur nämlichen Zeit beschäftigte, und deren viele er, wenn er sie bis zu einem gewissen Punkt gebracht hatte, bald wegen entstehender Schwierigkeiten, bald andren Entwürfen zu gefallen, bey Seite setzte und manchmal ganz zu vergessen schien, haben seinem Ruhm am meisten geschadet. Man hat nicht genug auf die Wichtigkeit der Bewegungsgründe Acht gegeben, die ihn von der unvollendeten Ausführung manchen großen Plans zur Befolgung eines neuen abriefen; man

c) Maximilians Brief an Wimpheling ap. Freher. l. c. p. 684.

man hat ihm deswegen Veränderlichkeit und Leichtsinn schuld gegeben. Eben so wenig hat man die Natur und die Stärke der Hindernisse hinlänglich gekannt, die sich ihm oft, wenn er mitten auf dem Wege zu seinem Ziele war, entgegenstellten, und die ihn bewogen, lieber eine bequemere Zeit abzuwarten, als seine Kräfte gegen unüberwindlichen Widerstand zu verschwenden. Auswärtige Schriftsteller, die ihn alle als einen Prinzen vorstellen, der sich von einer wilden Einbildungskraft von einer Unternehmung zur andern habe fortreißen lassen, ohne Urtheilskraft um die Thunlichkeit solcher Unternehmungen und die wirksamsten Mittel zu ihrer Ausführung gehörig zu überlegen, ohne Standhaftigkeit, um nicht bey dem Austritt sich häufender Schwierigkeiten gleich zurück zu weichen, sind gewissermaßen dieser Ungerechtigkeit wegen, die sie gegen seinen Charakter begehen, zu entschuldigen, weil sie seine politische Situation nicht hinlänglich kannten, vorausgesetzt, daß diese Unbekanntschaft mit der Situation des Handelnden an einem Geschichtschreiber, der den Handelnden beurtheilen will, Entschuldigung zuläßt. Maximilian in seiner Lage als Kaiser und als Erzherzog von Oesterreich mußte sehr verschiedene Zwecke haben und hatte sie, und die Verfassung des Reichs sowohl als der österreichischen Staaten waren ihm zur Erreichung dieser Zwecke sehr hinderlich, so oft er dazu Geld und Truppen brauchte; denn in Ansehung dieser beiden Stücke hieng er, wie Erzherzog, von den Landständen der verschiedenen österreichischen Erblande eben so sehr ab, als von den Reichsständen, wie Kaiser. Das kaiserliche Ansehn und die damit verknüpften Rechte in Italien wieder herzustellen; den deutschen Staatskörper in eine genauere Verbindung zu bringen und die Stän-

de zur Errichtung einer stehenden Reichsarmee zu bewegen, das waren offenbar seine Absichten, zu deren Behuf er so viele Reichstage berief und so unermüdet bald mit den Ständen zusammen, bald mit ihnen einzeln handelte und ihnen die stärksten Bewegungsgründe, die für diese seine Vorschläge angeführt werden konnten, immer unter neuen Gestalten mit aller Beredsamkeit, der er fähig war, vorlegte. In Ansehung seiner Erblande suchte er den Aussichten neuer Erwerbungen, die das Haus Oesterreich theils seinen Vorfahren, theils ihm selbst zu danken hatte, die möglichste Gewißheit zu verschaffen, neue zu eröffnen, und in den Erbländern selbst die innern Einrichtungen zu verbessern. Diese Zwecke hat er sein ganzes geschäftiges Leben durch beständig vor Augen gehabt, welches gewiß ein Merkmal keines leichtsinnigen, sondern ausharrenden Charakters ist. Diese Zwecke hatte er einander theils nach ihrer Wichtigkeit, theils nach ihrer leichtern oder schwerern Ausführbarkeit subordinirt. Wenn er manchmal als Kaiser einen Lieblingsentwurf, wegen der Kälte, womit die Stände sich darauf einließen, eine Zeitlang mußte ruhen lassen; oder wenn er mitten in der Ausführung beym Ausbleiben ihrer versprochenen Hülfe ihn lieber vorerst aufgab, als auf Kosten seiner Erbländer durchsetzte, die auch nicht allemal bereit waren, ihre Kräfte für das Reich aufzuopfern; wenn er in solchen Situationen eine Unternehmung aufzugeben schien, die er als Kaiser angefangen, um eine andere, wozu sich eben günstige Umstände darboten, auszuführen, die ihm als Erzherzog wichtigen Vortheil verschaffen konnte: so werden sich in diesem Betragen eher die Spuren eines mit Besonnenheit überlegenden und sich nach den Umständen richtenden, als eines hitzigen, von

blendenden Chimären fortgerissenen Geistes bemerken lassen.

Ein auswärtiger Schriftsteller schreibt die Unthätigkeit, die er Maximilianen im Jahre 1515 in dem Kriege wider die Venezianer schuld giebt, seinem bizarren Charakter zu [d]). Allein die angeschuldigte Unthätigkeit war gar nicht Maximilians Fehler. Er beschäftigte sich den Sommer selbigen Jahres mit einer Angelegenheit, die ihm als Erzherzog von Oesterreich wichtig genug seyn mußte, um den Venezianischen Krieg weniger emsig zu betreiben. Diese Angelegenheit betraf die festere Gründung der Hofnung, die das Haus Oesterreich bereits zur Ungarischen Krone besaß, und die Eröffnung einer neuen Aussicht, auch einst die Böhmische zu ererben. In Betracht der Lage und innern Wichtigkeit beider Reiche hat ein neuerer Autor [e]) Recht zu sagen, daß die Aufsicht, beide zu besitzen, dem Hause Oesterreich mehr werth war, als alle Eroberungen, die Maximilian gegen die Venezianer hätte machen können. Wie wohl Maximilian hatte bey diesem Geschäfte nicht blos eigennützige Absichten. Die schnelle Ausbreitung der Türken in Europa, die Uebermacht, die sie in diesen Zeiten wirklich über ihre Europäischen Nachbaren hatten, und die übertriebne Vorstellung, die man sich von der Stärke ihrer Heere und von der Unwiderstehlichkeit ihrer Angriffe machte, schienen eine genaue Verbindung und Vereinigung der ihren Einbrüchen am ersten ausgesetzten Staaten, wie Ungarn und Oesterreich waren, nothwendig

d) Du Bois histoire de la Ligue de Cambray Vol. II. p. 494.

e) Schmidt Geschichte der Deutschen IV. Th. p. 413.

wendig zu machen. Der König von Ungarn und Böhmen Uladislaus hatte von seiner Gemahlinn, Anna von Candale in seinem Alter eine Prinzessin, Anna, und einen Prinzen Ludwig, bekommen. Um jene genaue Vereinigung desto gewisser zu bewirken, obgleich das Haus Oesterreich schon die oben angeführten Ansprüche an die Ungarische Krone hatte, war Maximilians Entwurf, den Prinzen von Ungarn und Böhmen, Ludwig, mit seiner Enkelinn Maria, einer Tochter seines Sohnes, Philips, und die Ungarische Prinzessinn Anna mit einem seiner beiden Enkel, Karl oder Ferdinand, zu vermählen. Uladislaus war ein Bruder von Sigismund dem Ersten, Könige von Polen, einem Reich, das damals noch nicht so unglücklich war, durch die später eingerissenen Misbräuche in seiner Verfassung, durch die Zügellosigkeit seiner Großen, durch ihre Factionen, durch Abschaffung weiser und Einführung unsinniger Gesetze bis zum niedrigsten Grade von Ohnmacht und Anarchie gesunken zu seyn, da es seinem Umfange und natürlichen Vorzügen nach einen Platz unter den ersten Staaten von Europa behaupten sollte. Polen war damals denen seiner Nachbaren, die jetzt über seine politische Existenz entscheiden können, mehr wie völlig gewachsen. Sigismund regierte in diesem Reiche mit großem und nicht unverdientem Ansehn. Da er bey seinem Bruder, dem Könige von Ungarn und Böhmen durch seinen Rath viel vermochte; so war daran gelegen, seinen Beyfall zu diesen Heirathsentwürfen zu erlangen. Es waren aber einige Irrungen unter ihnen entstanden. Verschiedene Jahre wurde über die Sache negociirt; endlich legten Sigismund und Uladislaus bey Maximilian einen Besuch zu Wien ab, und Maximilian brachte selbst nach seinem Wunsche alles zu

Stande, was seine Gesandten glücklich eingeleitet hatten.

Von den Gesandten, die er zu diesem Geschäfte gebraucht hatte, waren der Cardinal von Gurk, dessen wir schon oft erwähnt haben, und Johann Cuspinian die vornehmsten. Dieser Cuspinian, oder wie sein deutscher Name, den er in einen lateinischen verwandelte, eigentlich hieß, Spießhammer, aus Schweinfurt in Franken gebürtig, studirte zu Wien Mathematik und alte Litteratur; in dieser letztern war Conrad Celtes sein Lehrer. Blos seine Geschicklichkeiten und Verdienste erwarben ihm Maximilians Gunst, der ihn nach Celtes Tode zum Bibliothekar, und nachher zum Historiographen, zum Rath und zum Anwald von Wien machte. Von seinen litterarischen Fähigkeiten zeugen sein lateinisches historisches Werk von den Kaisern von Julius Cäsar bis Maximilian, und sein Journal ebenfalls in lateinischer Sprache von dem Besuche der beiden Könige bey Maximilian zu Wien [f]). Seine Tüchtigkeit zu Geschäften erhellet nicht blos aus den Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, aus dem häufigen Gebrauch, den Maximilian von ihm besonders in Gesandschaften machte, und aus den vielen Unterredungen, die er manchmal über die wichtigsten Angelegenheiten bis spät in die Nacht mit ihm hatte, sondern auch aus dem Glück, das er hatte, seine Aufträge in Gesandschaften zum Vergnügen des Kaisers auszurichten, welches eine gewisse Kunst mit den Menschen und insbesondere mit den Großen umzu-

f) Joh. Cuspiniani Diarium de congressu Maximiliani etc. ap. Freher. T. II. p. 587. Nachrichten von seinen Lebensumständen giebt Struve daselbst in seinem Vorberichte.

umzugehn, voraus setzt. Cuspinian war es, der es einleitete, daß der König von Polen zur Beylegung der kleinen Irrungen zwischen ihm und Maximilian geneigt wurde, und sich entschloß, seinen Bruder, den König von Ungarn, auf der Reise nach Wien zu begleiten. Beide Monarchen legten den Besuch erst 1515. im Julius ab; verschiedene Hindernisse von Seiten des Kaisers hatten einen Aufschub ihrer Reise von einem ganzen Monat veranlaßt. Diese Zeit über warteten sie in Presburg, bis die Hindernisse gehoben waren, und der Cardinal von Gurk, Cuspinian und die übrigen Gesandten des Kaisers leiteten die Ehetractaten und die übrigen Verbindungen ein, die zu Wien völlig sollten geendiget werden.

Der Einzug beider Monarchen zu Wien, am 17ten Jul. war von allem dem Pomp begleitet, der bey halbcultivirten Völkern so beliebt ist. Der Kaiser gieng ihnen den Tag vorher bis Trautmannsdorf fünf Meilen von Wien entgegen mit einem Gefolge, das mit einem Heere konnte verglichen werden. Maximilian selbst und der König von Ungarn liessen sich in Sänften tragen, und die Prinzeßinn Anna saß auf einem vergoldeten und bemahlten Wagen, der von acht weißen Pferden gezogen wurde. Viele Ungarn und Polen bedienten sich einer leichten Art von Wagen, die sie in ihrer Sprache Kottschi nannten [g]). Im Gefolge der beiden besuchenden Könige waren viele Magnaten aus beiden Reichen. Nach der ersten Begrüssung der drey Monarchen unter einander, wandte sich Sigismund an diese Magnaten und sagte: „auf des Kaisers Wort bin „ich hier gekommen, ob mir gleich viele gesagt haben, er sey mein Feind; auf des Kaisers Wort

g) Idem ib. p. 603.

„gehe ich mit ihm nach Wien, wer mir traut, fol„ge mir, wer sich fürchtet, mag zurück gehn." Der Zug der aus mehr wie viertausend Personen zu Pferde bestand, mochte für neugierige Augen viel belustigendes haben, da sich diese Zeiten mehr durch kostbaren ungewöhnlichen und seltsamen Pomp, als durch Wahl und Geschmack charakterisirten, und jede Nation, die hier zusammen kam, Deutsche, Polen, Ungarn, Tartarn, Russen (denn von diesen beiden letztern Völkern waren kriegsgefangne Sclaven im Gefolge der beiden fremden Monarchen) ihre Tracht aufs beste aufgestutzt hatte.

Am 19ten begaben sich beide Könige mit ihren Räthen und Magnaten des Morgens um acht Uhr zum Kaiser, der ebenfalls seine Räthe versammelt hatte. Er eröfnete die Rathschlagungen, die gehalten wurden, mit einer Rede, die fast eine Stunde währte und von allen bewundert wurde. Sie betraf die Nothwendigkeit, gegen die Türken gemeinschaftliche Maaßregeln zu ergreifen. Der Cardinal von Gran beantwortete sie im Namen beider Könige, nachdem er vorher zu ihnen gegangen war und ihre Befehle vernommen hatte. Die ganze Versammlung bestand aus hundert Personen. Cuspinian verglich sie mit dem Römischen Senat. Die folgenden Tage wurden abwechselnd mit Lustbarkeiten und Rathschlagungen zugebracht.

Am 22sten wurde der Heirathsvertrag unterschrieben. Er war des Inhalts: Maximilian selbst sollte mit der Prinzeßinn Anna getrauet werden, wenn aber binnen Jahresfrist einer seiner beiden Enkel, Ferdinand oder Karl, eine Ehe mit der Prinzeßinn eingehen wollte, so sollte die gegenwärtige Verbindung der Prinzeßinn mit dem Kaiser null und nichtig seyn; wenn sie aber nicht binnen einem

Jahr

Jahr und drey Monaten die wirkliche Gemahlinn eines der beiden Enkel würde; so sollte ihre Ehe mit Maximilian bestehen und vollzogen werden, Maximilians Enkelinn sollte mit dem Ungarischen Prinzen Ludwig vermählt werden [h]). Diesem Tractat zufolge wurde Maximilian am nämlichen Tage mit der Prinzeßinn Anna und der Ungarische Prinz Ludwig mit der Prinzeßinn Maria getrauet. Die Heirath der beiden letztern wurde 1520 wirklich vollzogen. Ein Jahr nachher 1521 bekam die Prinzessinn Anna von den beiden ihr zugedachten Brüdern den jüngsten, Ferdinand zum wirklichen Gemahl, und wurde die Stammmutter der deutschen Linie des Hauses Oesterreich. Die Erwerbung der beiden Königreiche Ungarn und Böhmen für das Haus Oesterreich, die Maximilian bey dieser Heirath mit zur Absicht hatte, erfolgte wirklich 1526, da Ludwig in der Schlacht bey Mohatsch geblieben war, ohne Erben zu hinterlassen.

Erst am 6ten August trat der König von Polen die Rückreise an; sein Bruder, der König von Ungarn, war einige Tage früher aufgebrochen.

Für den Publicisten ist noch ein merkwürdiger Umstand von dieser Zusammenkunft anzuführen, der vielleicht mehr ein Beweis von dem geringen Grade von Kenntniß ist, die man damals an den Höfen von Ungarn und Polen von dem deutschen Staatsrecht hatte, als von wirklichen Absichten Maximilians, dieses Staatsrecht in einem so wichtigen Punkte, wie das Wahlrecht der Stände ist, zu verändern. Maximilian erklärte nämlich den Prinzen von Ungarn, den er an Sohnes statt annahm, zum Generalreichsvicarius, und nach seinem Tode zu seinem rechtmäßigen Nachfolger in der kaiserlichen Wür-

h) Du Mont T. IV. P. I. p. 212.

de [i]). Man findet in den gedruckten Nachrichten nicht die geringste Spur von Folgen, die dieses sonderbare Versprechen bey dem Ungarischen Hofe sowohl als bey den deutschen Ständen hätte haben können [k]).

i) Siehe die Urkunde, in Müllers Staatscabinet T. I. p. 2 u. f. f. Die Sache scheint äußerst geheim gehalten zu seyn. Cuspinian spricht an verschiedenen Stellen von geheimen Angelegenheiten, die die Monarchen unter sich verhandelt hätten. Georg Spalatinus ist der einzige Schriftsteller, der ausdrücklich etwas davon erwähnt. S. Struvii Corpus T. II. p. 977. not. 97.

k) Am 22sten vor der Trauung wohnte der Kaiser mit seinen königlichen Gästen dem Gottesdienst bey, der mit einer Musik geschlossen wurde. Nach deren Endigung wollte Richard Bartholinus von Perugia, Capellan des Bischofs von Gurk eine Rede halten. Allein er hatte noch nicht den dritten Theil hergesagt, als seine Freunde ihm riethen, aufzuhören, weil die ungeduldigen Polen, Ungarn, Tartarn ꝛc. ein solch Geräusch machten, daß diejenigen, die vielleicht an seiner Beredsamkeit Geschmack gefunden hätten, ihn doch nicht hören konnten. Der gute Mann erzählt es selbst nicht ohne Empfindlichkeit. Damals, sagt er, sey ihm das Terenzianische Dii boni, quantum homo homini praestat, eingefallen. Sich zu trösten, fügt er die Betrachtung hinzu, einer müßte, wie Ajax wahnsinnig seyn, der verlangen wollte, als Redner unter Leuten bewundert zu werden, die junge Füllen äßen und Pferdeblut mit dicker Milch tränken. Vermuthlich hatte er dies von den Tartarn gesehn, die sich im Gefolge des Königs von Polen befanden. Richardi Bartholini Hodoeporicon ap. Freher. T. II. p. 658.

Dem Kaiser soll die Bewirthung zweyhundert tausend Rheinische Gulden gekostet haben. ib. p. 671.

Zwölftes Kapitel.

Begebenheiten von 1516 — 1518.

Inhalt.

Maximilians Verlangen, die Türken zu bekriegen — Gründe dazu — Reichstag deswegen zu Augsburg 1518 — Leo X ermahnt dazu durch seine Gesandten — heftige Rede eines Lütticher Geistlichen wider den Pabst — Eine andre satyrische Rede wider ihn, deren Autor wahrscheinlich Ulrich von Hutten — Eindrücke, die beide Reden machen — Was die Stände beschließen.

Als weltliches Oberhaupt der Christenheit, ein, wo nicht aus dem ganzen Europa, doch aus dessen vornehmsten Staaten zusammengebrachtes Heer gegen die Türken anzuführen und diese asiatische Barbaren über den Hellespont nach dem Welttheile, dem sie angehören, zurück zu treiben, — dieses war Maximilians große Lieblingsidee, in der sich, nach seinem eigenen Geständniß [a]), von seiner ersten Jugend an alle seine Gedanken, Entwürfe und Wünsche concentrirt hatten. Die Kenntniß, die ihm seine Erfahrung von den Triebfedern verschafte, wodurch zu seiner Zeit die Staaten in Bewegung gesetzt wurden, mußte ihn bald überzeugen, daß die Zeiten der Kreuzzüge vorbey waren, daß die Europäer keine Lust mehr hatten, in fernen Landen fremde Völker anfzusuchen und sich mit ihnen

a) In seinem Schreiben an Pabst Leo X. ap. Raynald, ad an. 1517.

nen herum zu schlagen, blos deswegen, weil man sie ihnen als Feinde, als Verfolger des christlichen Glaubens beschrieben hatte; sondern daß sie zur Ergreifung der Waffen durch keine andere Gründe, als die sich auf ihr gegenwärtiges zeitliches Interesse bezogen, konnten bewogen werden. Gleichwohl ließ er sich nicht abschrecken, verschiedene Versuche in dieser Absicht zu machen, indem er gelegentlich verschiedenen Höfen Vorschläge zu solchen heiligen Expeditionen thun ließ, die aber alle mit Kälte vernommen und mit allerley Entschuldigungen abgelehnt wurden. Daß Frankreich, Spanien, Portugal und andere von dem Theater, wo die Türken jetzt eine so furchtbare Rolle spielten, entferntere Länder nicht mehr blos für die Ehre und für den Namen der Christenheit ihre besten Kräfte aufopfern wollten, war ihnen nicht zu verdenken. Hingegen die Situation der Deutschen, der Polen, der Ungarn und der Italiener war, in Ansehung der immer mehr und mehr um sich greifenden Uebermacht der Türken, von der Beschaffenheit, daß man nicht leugnen kann, ihr politisches Interesse und ihre Selbsterhaltung erfoderten es, daß sie sich dem ihnen gemeinschaftlich drohenden Feinde mit vereinigter Macht widersetzten, und es war blos den verschiedenen Gebrechen und Mängeln in den Staatsverfassungen dieser Nationen zuzuschreiben, daß sie keine gemeinschaftliche ernstliche Vertheidigungsanstalten trafen, ob sie gleich sahen, wie die Türken von Jahr zu Jahr ihre Eroberungen vermehrten und schon Miene machten, auch sie, die genannten Nationen, gleich den ausgearteten Griechen, ihrer vielleicht mehr schimpflichen als drückenden Herrschaft zu unterwerfen. Auf manchem Reichstage hatte Maximilian gezeigt, wie noth-

nothwendig es für Deutschland war, nicht zuzugeben, daß die Türken ihre Provinzen mit Ungarn, wornach sie schon so lüstern waren, vermehrten, und dadurch gefährliche Nachbaren von Deutschland würden. Man wollte lieber die Gefahr näher kommen lassen, als ihr entgegen gehn, vielleicht aus geheimer Eifersucht gegen Maximilian, der, im Fall eines glücklichen, von Eroberungen begleiteten Zuges gegen die Türken der einzige war, der vermöge der Lage seiner Erbstaaten und der Rechte, die er bereits an die Ungarische Krone hatte, Vortheile davon ernten konnte.

Die allgemeine Ruhe, die seit dem Frieden mit den Venezianern im südlichen Europa herrschte, und einige Begebenheiten, die seitdem vorfielen, und wodurch die Vorstellungen von der Uebermacht der Türken und von der Wahrscheinlichkeit, daß auch Italien und Ungarn in kurzem ihre Beute werden müßte, aufs neue erregt wurden, schienen Maximilian eine günstige Gelegenheit, noch einmal zu versuchen, ob er endlich mehr Neigung bey den christlichen Nationen, die dabey am meisten interessirt waren, finden würde, ihm seine Entwürfe wider die Türken ausführen zu helfen. Algier, bis dahin ein unabhängiges Königreich, hatte sich dem Schutz der Pforte unterworfen und von ihr einen Regenten annehmen müssen, den berühmten Barbarossa, dessen kühne Unternehmungen die italienischen an der See gelegenen Städte und Provinzen zittern machten. Selim I, einer von den selbstthätigen Beherrschern der Osmannen, durch deren Muth und Klugheit der Thron errichtet wurde, den in spätern Zeiten meistens nur träge Weichlinge besessen haben, hatte

das Reich der Mammlucken, das sich über Aegypten und Syrien erstreckte, über den Haufen geworfen, und es war zu befürchten, daß die Ruhm- und Herrschsucht ihn verleiten würde, nach dem Umsturz eines Reichs, das seit Jahrhunderten im Orient so furchtbar gewesen war, und nach der Eroberung so mächtiger Provinzen im Orient, seine siegende Waffen nun auch nach dem Occident zu wenden. Glücklicherweise für Europa hatten seine asiatischen Siege die Eifersucht der Perser gereizt, und die Beschäftigung, die ihm diese seine eben so kühne und muthige als standhafte Rivale gaben, schien nicht blos Maximilian, sondern auch dem einsichtvollen Leo X der bequemste Zeitpunkt, die Türken aus Europa wieder zu vertreiben. Der Pabst suchte die christlichen Mächte dazu durch Gesandte und durch Schreiben zu ermuntern. Maximilian berief vorzüglich in dieser Absicht (denn er hatte auch andere Veranlassungen dazu, wovon wir nachher reden wollen) einen Reichstag nach Augsburg, der im
1518. August eröfnet wurde. Die beiden päbstlichen Legaten waren der Cardinal von Gurk und Thomas Cajetanus, der als Cardinal den Titel sancti Sixti führte. Zwischen diesem leztern und den Churfürsten entstand ein Rangstreit, der von dem Cardinal von Gurk auf eine feine Art dergestalt vermittelt wurde, daß beide Theile zufrieden waren b). Am 1sten August empfing der Erzbischof von Mainz, Albrecht, geborner Markgraf von Brandenburg, mit großer Feyerlichkeit von der Hand des Cardinals Cajetan den

b) Richardi Bartholini de conventu Augustano narratio ap. Senkenb. in Selectis iuris et historiar. T. IV. p. 625 sq.

den Cardinalshut, von dem damals ein deutscher Churfürst noch glauben konnte, daß er seiner Würde neuen Glanz ertheilete. Nachdem diese Ceremonie vorbey war, die, wie es scheint, als die wichtigere, vorangieng, wurde eine andere vorgenommen. Der Cardinal überreichte dem Kaiser einen vom Pabst geweihten Degen und Hut zum Türkenkrieg. Am folgenden Tage wurden die eigentlichen Reichstagsverhandlungen angefangen, die aber innerliche Angelegenheiten betrafen, bis endlich die beiden päbstlichen Legaten die verlangte Audienz bekamen, wobey der Cardtnal Cajetan eine weniger gekünstelte, weniger Ciceronianische Rede hielt, als man es in diesen Zeiten von den italienischen Gesandten gewohnt war; sie war dem Charakter eines Geschäftmannes und der Versammlung, die auf die Wichtigkeit der Sache und nicht auf die Kunst des Vortrags Acht geben sollte, angemessen. Er zeigte die Nothwendigkeit, sich wider die Türken zu vereinigen, die in der That in dem damaligen immer steigenden Anwachs der türkischen Uebermacht und in der schlechten Verfassung Ungarns sowohl als Italiens so sehr gegründet war, daß es endlich einmal Zeit ist, aufzuhören, die Vorwürfe nachzuschreiben, die dem Römischen Hofe von seinen Gegnern gemacht wurden, als ob er diese Verbindung gegen die Türken nur vorgeschlagen haben, um das dazu allenfalls bewilligte Geld in seine Hände zu bekommtn. Es ist nicht zu leugnen, Leo X, ein freygebiger und den Vergnügungen ergebener Herr, gebrauchte viel: es ist auch gegründet, daß seine Vorgänger, daß insbesondere Alexander VI unter dem Vorwande, Anstalten gegen die Türken zu machen, Gelder aus Deutschland zogen und sie zu ganz andern Gebrauch, als wozu sie hergegeben waren, verwandten. Allein

warum

warum soll man Leo den X gerade auch dasmal so eigennütziger Absichten beschuldigen, da wirklich Italien selbst, an dessen Sicherheit ihm doch gelegen war, mit jedem Jahr einen Angriff von der Pforte selbst oder von ihrem furchtbaren Vasallen, von Barbarossa in Algier, zu fürchten hatte? Hinzugefügt, daß die päbstlichen Gesandten so ernstlich erklärten, daß sie, um allen Verdacht zu entfernen, nichts mit der Casse, die sie zum Behuf dieses Türkenkrieges vorschlugen, zu thun haben wollten, so sieht man keinen Grund, die Aufrichtigkeit ihrer Versicherung in Zweifel zu ziehen [c]). Die Stände gaben vorerst die allgemeine Antwort, sie würden nicht ermangeln, das ihrige zu einem so löblichen und nothwendigen Unternehmen beyzutragen, die Sache wäre aber reiflicher zu überlegen, und sie würden nächstens eine umständlichere Antwort geben.

Die Rathschlagungen über die Vorschläge des Legaten, die Maximilian mit allen Gründen, die die Sache selbst an die Hand gab, unterstützte, wurden bald durch Rangstreitigkeiten, bald durch andere Angelegenheiten unterbrochen und zogen sich so sehr in die Länge, daß die von den Ständen versprochene Antwort erst am letzten August erfolgte. In der Zwischenzeit kamen Nachrichten von der Rückkunft Selims nach Constantinopel, von seinen furchtbaren Rüstungen, von einer Landung türkischer Corsaren bey Gaeta, von einem Ueberfall Belgrads, den die Türken unternommen hätten. Alle diese Nachrichten wurden von wenigen geglaubt und von vielen für Erdichtungen gehalten, die mit Fleiß ausgesprengt würden,

c) Oratio Legatorum ap. Freh. T. II. p. 698.

würden, um die Deutschen desto eher zu bewegen, ihre Beutel zu eröffnen. Gleichwohl wurde die letzte dieser Nachrichten von einem Angriff der Türken auf Belgrad von dem ungarischen Gesandten bestätigt [d]). Am 18ten August, da die polnischen Gesandten, die an den Reichstag abgeordnet waren, Audienz haben sollten, hielt Maximilian vorher in der vollen Versammlung der Stände eine lange Rede, worinn er nochmals die Gründe für einen wider die Türken zu beschliessenden Krieg in ihr stärkstes Licht setzte und alles ausführte, was er über die Mittel und den Plan, ihn zu führen, überlegt und nachgedacht hatte. Von den polnischen Gesandten hielt darauf der Bischof von Plock ebenfalls eine Rede an die Stände von der Nothwendigkeit, gemeinschaftliche Maaßregeln wider die Türken zu ergreifen [e]).

Endlich erfoderte doch der Wohlstand, den päbstlichen Gesandten die versprochene Antwort zu ertheilen. Indem die Stände versammelt waren, um darüber zu einem Entschluß zu kommen, trat ein lütticher Geistlicher auf, der im Namen seines Bischofs zugegen war, und wollte eine lange Rede halten. Allein die Fürsten hatten der Reden schon genug, des Anstandes halber hören müssen; sie wollten sich der Langenweile, die sie von einer neuen befürchteten, nicht ohne Noth aussetzen. Der lütticher Demosthenes mußte sich wieder setzen; doch wurde ihm befohlen, das, was er zu sagen hätte, schriftlich mitzutheilen. Er langte gleich seine Rede, die er aufgeschrieben hatte, aus seinem Busen hervor; sie

d) Rich. Bartholin. l. c.

e) Id. ib.

sie wurde vorgelesen; sie enthielt die heftigsten Klagen über die Eingriffe des Pabstes in die Rechte der deutschen Kirche und über die Kunstgriffe des Römischen Hofes, die Deutschen um ihr Geld zu bringen. Die Vorlesung dieses Aufsatzes hatte die Wirkung, daß die letzte Entschließung wegen der den päbstlichen Legaten zu ertheilenden Antwort bis auf den folgenden Tag aufgeschoben wurde. Es fehlte nicht an einigen, die diese bittere Declamation gegen den heiligen Stuhl ernstlich mißbilligten und die Urheber solcher Klagen als Störer des innern Friedens der Kirche betrachten wollten. Endlich wurden die Stände wegen der Antwort einig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Rede des Lüttichers sie beförderte. Es gab mehr und geistvolle Gegner des Pabstes auf diesem Reichstage, die vielleicht bey sich überzeugt waren, daß er auch diesesmal bey seinen Vorschlägen zu einem Türkenkriege nur die Absicht habe, Geld zu machen, und die diese ihre Ueberzeugung den sämmtlichen Ständen mitzutheilen suchten. Es gieng ein geschriebener Aufsatz herum, der als eine Rede an die Fürsten eingekleidet war, und worin die Rede des Legaten Cajetan Schritt vor Schritte widerlegt wurde. Darinn wurde behauptet, es wäre kein Theil der Christenheit, der nicht vom Römischen Hofe berückt worden; am meisten aber wäre dieses der Fall von Deutschland; man müßte nicht geschehen lassen, daß Satans Engel sich in einen Engel des Lichts verkleide, und das Volk wähnen mache, es bringe seine Opfer Gott, wenn es sie dem Geize lasterhafter Menschen bringe. Den Türken zurück zu schlagen wäre ein rühmliches Vornehmen, aber der Türk, der am meisten zu fürchten, wäre nicht aus Asien gekommen; wäre in Italien zu suchen, gegen jenen könnte Deutschland sich immer noch genug verthei-

digen;

digen; den Italienischen Türken zu bezwingen, wäre die ganze Christenheit nicht genug; der Bann, vor dem sich einige im Weigerungsfall fürchteten, habe gar nichts zu bedeuten; der Himmel werde nicht auf den Wink eines Florentiners — (Leo X war aus dem florentinischen Hause Medices) zürnen oder sich versöhnen lassen, und alles Geld, das die Deutschen aufbringen würden, wenn sie so leichtgläubig wären, würde zur Vergrößerung dieses florentinischen Hauses dienen und also ein Tribut seyn, den die deutschen Stände dieser ehrsüchtigen Familie zahlten [f]).

Wenn Ulrich von Hutten, ein Mann von kühnem feurigen Geiste und von angenehmen Talenten, der dem Reichstage beywohnte, und dessen Genie vorzüglich zu heftigen, satyrischen Declamationen aufgelegt war, wirklich der Verfasser davon war, wie damals und lange nachher geglaubt worden; so ist zu vermuthen, daß er den Eindruck, den sie machte, in Gesellschaften und im Umgange, bey jeder Gelegenheit, wozu es ihm als einem Ritter aus einem angesehenen Hause nicht fehlen konnte, durch seine heftige Beredsamkeit und durch seinen lebhaften Witz noch merklich werde verstärkt haben [g]).

f) Dissuasoria ap. Freher. T. II. p. 701.

g) Es ist ganz der Huttensche Geist, der diese Rede eingegeben hat. Allein, am Ende sagt der Verfasser von sich selbst, er habe von dem Bischoffe zu Würzburg die Priesterweihe empfangen. Hieraus schließt Struve in seiner Edition des Frehers T. II. p. 676. Hutten, der kein Priester war, könne diese Rede nicht geschrieben haben. Dieser Einwurf wäre entscheidend, wenn die Stelle so buchstäblich müßte verstanden werden. Allein vielleicht wollte Hutten, als

Die Antwort, über die die Stände endlich einig wurden, sie den päbstlichen Legaten auf ihre verschiedenen Vorschläge zu ertheilen, war des Inhalts, daß ein Offensivkrieg gegen die Türken eine viel zu große Unternehmung wäre, als daß man sich darauf einlassen könnte, so lange man nicht gewiß wäre, eine Armee von funfzigtausend Mann, die wenigstens dazu erfodert würde, gehörig besolden und mit allen Bedürfnissen versorgen zu können, deren Anschaffung in jenen bereits so sehr verwüsteten Ländern, die der Kriegsschauplatz seyn sollten, sehr beschwerlich und kostbar fallen würde. Die Legaten hatten vorgeschlagen, daß eben zum Behuf dieser Kosten eine allgemeine Steuer in Deutschland sollte gefodert werden. Dazu sollten die Geistlichen den zehnten Theil ihrer Einkünfte, die reicheren Weltlichen den zwanzigsten und die ärmern den funfzigsten bezahlen. Wider den ersten Theil dieses Vorschlages wurde eingewandt, daß die Geistlichkeit dadurch sehr würde beschweret werden, als die schon genug und mehr wie die Geistlichkeit irgend eines andern Lan-

als Verfasser, sich verbergen; vielleicht dichtete er sie einem Priester an, um dadurch die Satyre zu verstärken. Auch sieht die ganze Stelle, wo er dieser seiner vermeinten Priesterschaft erwähnt, einer satyrischen Wendung ähnlich. Sie steht am Schluß der Rede, und er leitet dadurch eine sehr boshafte Fürbitte für den Pabst ein. Sie lautet so: Nos, qui ab eo (nämlich dem Bischof von Würzburg) Sacerdotum collegio decorati sumus, audentius deprecari volumus: Oremus pro pontifice nostro. Dominus conservet eum, et vivificet eum et beatum faciat eum in terra, et non tradat eum in manus inimicorum ejus. In manus inimicorum traditur, quando audire contemnit eum qui dicit: Ego Dominus amans judicium et *odio habens rapinam etc.*

Landes vom Römischen Hofe mit Abgaben gedrückt würde, und bey Gelegenheit dieses Punktes wurden alle Klagen über die Kränkungen, die die deutsche Kirche den Concordaten zu Troz vom Pabst erleiden müßte, wiederholt. In Ansehung des zwanzigsten und funfzigsten, den die Weltlichen bezahlen sollten, wurde angeführt, daß schon so oft Abgaben von den Unterthanen zum Behuf vorgegebener Türkenkriege, die aber nie ausgeführt worden, gehoben wären, daß man ihnen dergleichen nicht aufs neue zumuthen könnte; die Fürsten müßten vorher die Sache mit ihren Landständen überlegen, ob diese sich dazu verstehen würden [h]).

Diese Antwort, die dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt wurde, stimmte zu wenig mit seinen Erwartungen und Wünschen überein, als daß er nicht gesucht hätte, zu verhindern, daß sie wirklich den Legaten übergeben würde. Er ließ sie den Ständen des folgenden Tages ohne seine Ratification wieder zustellen, und nun wurde beliebt, den Legaten durch eine Deputation blos die mündliche Antwort zu ertheilen, daß die Stände nach reiflicher Erwegung aller Umstände nöthig gefunden hätten, wegen Wichtigkeit der Sache vorher mit den Landständen zu Rathe zu gehn, und das Weitere auf einem nächsten Reichstage, wozu sie die Zeit, ehe sie aus einander giengen, ansetzen wollten, zu beschließen [i]). Maximilian sowohl als die Legaten fuhren dem ohnerachtet fort, sich alle Mühe zu geben, durch Vorstellungen und Zureden noch einen andern Entschluß bey den Ständen zu bewirken. Auch die polnischen und ungarischen Gesandten arbeiteten daran, indem sie zu mächtigem Beystand, den ihre Nation

h) Rich. Bartholin. l. c.
i) Idem ib.

leisten würde, Hoffnung machten. Alles, was die Bemühungen des Kaisers, der Legaten und der Gesandten ausrichteten, war, daß endlich der Schluß, der am 13ten Sept. gefaßt wurde, dahin ausfiel: Drey Jahre lang sollte jeder Communicant im Reiche jährlich ein Zehntheil eines Rheinischen Gulden bezahlen; die Reichsstände sollten nach Belieben mehr dazu beytragen; von diesen Geldern sollten Truppen angeworben und die übrigen Bedürfnisse angeschafft werden; nächstens sollte man zu Worms wieder zusammen kommen und das Weitere überlegen und beschließen. Maximilian versprach diesen neuen Reichstag auf das Fest der heiligen drey Könige des folgenden Jahres auszuschreiben [k]).

Eine andere Angelegenheit, die Maximilian auf diesem Reichstage gerne zu Stande gebracht hätte, betraf die Wahl seines Enkels, des jungen Karls, Königs von Spanien, zu seinem Nachfolger in der Kaiserwürde. Karl selbst sandte große Geldsummen aus Spanien nach Deutschland, um die Sache zu befördern. Schon damals bewarb sich auch König Franz I von Frankreich um diese Ehre; Leo X hingegen bemühte sich insgeheim die Stände zu bereden, beide mit der Wahl vorbeyzugehn, weil sie beide für die Freyheiten und Rechte der Stände zu mächtig wären. Die Churfürsten von Brandenburg und Trier waren öffentlich der Wahl des jungen Karls zuwider; der Churfürst von Sachsen wollte sich nicht deutlich erklären, und Maximilian erlebte die Freude nicht, seinem Enkel den Weg zu dieser hohen Würde, die ihm doch nachher zu Theil wurde, ganz gebahnt zu haben [l]).

k) Fugger VI. 19. p. 1358.

l) Seckendorff Comment. L. XVI. p. 42.

Drey=

Dreyzehntes Kapitel.

Inhalt.

Damalige herrschende Ideen und Gesinnungen in Ansehung des kirchlichen Verderbens — Luthers Charakter — Er widersezt sich dem für die Moralität so schädlichen Ablaßhandel — Der Pabst fordert ihn zur Rechenschaft — Er muß nach Augsburg, sich von dem Cardinal Cajetan verhören zu lassen — Dieser hat den Auftrag, ihn allenfals gefangen nach Rom zu senden — Luthers Unterredungen mit dem Cardinal — dessen Stolz und Hitze — Luther begiebt sich von Augsburg weg.

Für das damalige Publicum waren ohne Zweifel der vorgeschlagene Türkenkrieg und die Römische Königswahl die beiden wichtigsten Geschäfte dieses Augsburger Reichstages, die die allgemeine Neugier an sich zogen. Für die Nachwelt ist eine andre Sache, die zwar nicht in der Versammlung der zu diesem Reichstage berufenen Stände, sondern nur zwischen Personen, die bey Gelegenheit dieses Tages nach Augsburg gekommen waren, verhandelt wurde, unendlich wichtiger geworden. Dieß ist Luthers Unterredung mit dem Cardinal Cajetan. Eine ausführliche Erzählung von diesem Auftritte würde hier nicht am rechten Orte stehn; doch müssen wir von den Hauptumständen so viel mitnehmen, als nöthig ist, den Geist dieser Zeiten zu charakterisiren, und die Denkungsart, die sich in Deutschland in Ansehung der Religion und der Kirche

zu verbreiten anfieng, in ihr gehöriges Licht zu setzen.

Nicht bloß unter den Großen, sondern auch im Mittelstande war der Glaube an die Untrüglichkeit der Päbste und an die Unverbesserlichkeit der kirchlichen Einrichtungen sehr wankend geworden. Von 1305 bis 1376 hatte sich, nicht die Kirche, sondern das Kardinalscollegium getrennt; jede Parten wählte sich ihren Pabst; der eine saß zu Avignon, der andere zu Rom. Der Avignoner schmeichelte seinen Anhängern und segnete sie, that die Anhänger seines Gegners in den Bann und fluchte ihnen. Der Römer seiner Seits machte es eben so. Da der Himmel sich nicht herabließ, den Streit zu entscheiden; so merkten die Menschen wohl, daß er diese wichtige Sache, die Entscheidung über die rechtmässige Wahl seines vermeinten Statthalters ihrer eigenen Vernunft überlassen hätte; und daß also der Gebrauch der eigenen Vernunft in kirchlichen Dingen nicht allein unstrafbar, sondern sogar heilsam und nothwendig sey. Allein die Menschen machten diese Entdeckung mit Zittern, und wagten es kaum und nicht ohne Furcht, die Folgen daraus zu ziehen, die natürlich daraus fliessen, und einigen Gebrauch davon zu machen, so sehr waren sie gewöhnt, vor dem Abgott mit niedergeschlagenen Augen zu knien, ohne ihm jemals dreist ins Gesicht zu blicken, aus Furcht, daß sein Blitz sie zerschmettern würde. Indeß wuchs die Zahl der Forscher, die die Gründe, worauf die kirchlichen Einrichtungen beruhten, untersuchten, und die Zahl der Muthigen, die das Herz hatten, gefundene Wahrheiten in Ausübung zu bringen. Auf den beiden Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel fanden sich viele solcher Männer, die es dahin

bràchten,

brachten, daß diese Versammlungen das Richteramt über das vermeinte Oberhaupt der Kirche übernahmen, unwürdige Päbste absetzten und andere an ihrer Stelle erwählten.

Auftritte dieser Art, die vor den Augen der ganzen Welt vorgiengen, mußten nothwendig bey Menschen, die einigermaßen denken konnten, die heilige Ehrfurcht vermindern, womit sie bis dahin gewöhnt waren, den Pabst als eine Gottheit zu betrachten, gegen den auch nur der bloße Verdacht, daß er ein irrender oder fehlender Mensch seyn könne, strafbares Verbrechen sey. Eine Art von Pyrrhonismus, eine Unschlüssigkeit, was man von der Unfehlbarkeit, von der Heiligkeit und von den hochgespannten Rechten der Päbste denken sollte hatte sich schon im funfzehnten Jahrhundert in allen Ländern unter allen Ständen verbreitet, hatte aber noch weiter keine Folge, als daß die Fürsten ihre Rechte mit mehr Zuversicht gegen die Eingriffe der Päbste vertheidigten, daß sie mehr Beystand bey ihren Unterthanen fanden, und daß sie geneigter waren, gelehrte Männer in Schutz zu nehmen, von deren Forschungen und Bemühungen sie sich mehr Licht über die dunkle Materie, wie die Kirche ursprünglich eingerichtet gewesen sey, und eigentlich eingerichtet seyn sollte, versprachen. Je mehr diese Zweifel über die Rechtmäßigkeit der von den Päbsten ausgeübten Gewalt sich verbreiteten, und je tiefer sie wurzelten, desto lebhafter empfand man auch die unerträglichen Lasten, womit der Pabst und die Geistlichkeit die übrigen Stände beschwerten: und die Fürsten fiengen an, die vielen Gelder, die aus ihren Ländern für Ablaß, für Dispensation, für Processe, und unter so mancherley andern Vorwänden

nach Rom giengen, als einen beschwerlichen Tribut zu betrachten. Selbst die vornehmen Geistlichen, die von ihren einträglichen Stellen immer mehr und mehr Abgaben an den Römischen Hof entrichten mußten, waren sehr mißvergnügt darüber, und wünschten und bemühten sich öffentlich, seine Macht, wenigstens in diesen Stücken, in Finanzsachen, einzuschränken. Solchergestalt war der Wunsch nach einer solchen Kirchenverbesserung, wodurch den Uebeln abgeholfen werden könnte, die man empfand, ziemlich allgemein in Europa. Allein man setzte ihnen bloß Palliative entgegen, weil die Trägheit der Menschen gar zu gern das erste das beste Mittel ergreift, gegenwärtige Unbehaglichkeiten zu entfernen, ohne die erste Quelle, aus der sie entspringen, mühsam aufzusuchen und entschlossen zu verstopfen. Endlich erschien ein Mann, den sein natürliches Genie, seine Erziehung und andere zufällige Ursachen zu einem Reformator bildeten, wie zu dem grossen Werk erfordert wurde, der Feuer und Enthusiasmus besaß, die Sache zu unternehmen, und Standhaftigkeit, sie auszuführen, Beredsamkeit und Menschenkenntniß, ihr Anhänger zu gewinnen, Gelehrsamkeit und Stärke des Verstandes, seine Anhänger je mehr und mehr von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seiner Verbesserungen zu überzeugen, und seine Gegner zu widerlegen, zu beschämen und im Federkampfe zu Boden zu schlagen.

Luther, den sein ängstliches Forschen nach Wahrheiten, von denen er glaubte, daß sie auf das Leben nach dem Tode Einfluß hätten, sehr früh, seines lebhaften Temperaments ohnerachtet, wider den Wunsch seines Vaters, den Mönchsstand freiwillig hatte ergreifen lassen; Luther, dem dieser

Hang

Hang und seine Schwermuth, Liebe zur Einsamkeit, und dem sein Enthusiasmus für die Wahrheit, und seine Begierde, sich durch ihre Verbreitung um das menschliche Geschlecht verdient zu machen, Liebe zur Gesellschaft einflößte, Luther hatte in irgend einem Winkel des Klosters, wo er diejenigen Jahre seines Lebens zubrachte, die für die Denkungsart und den Charakter eines Menschen entscheidend sind, eine lateinische Bibel gefunden. Niemand hatte ihm jemals ihre Lesung empfolen; sie war damals ein vernachläßigtes, wo nicht ein verachtetes Buch: die Schriften einiger Scholastiker, besonders der Thomisten, mußte man sich bekannt machen, wenn man sich hervorthun, und den Weg zu angesehenen Stellen in der Kirche oder auf Universitäten bahnen wollte. Luther las dies vergessene Buch, er verschlang es mit aller der Begierde, die eine nach neuen Kenntnissen dürstende warme Seele für eine Sammlung von Schriften empfinden mußte, in der die älteste Geschichte des Menschengeschlechts und der Religion, auf eine, Herz und Verstand so sehr befriedigende Art erzählt wird; in der Gott eine den erhabensten Begriffen von der Gottheit so angemessene Sprache führet; in der die Propheten, ohne angestrengtes Raisonnement, das die griechischen Philosophen in ihrem Suchen nach Erkenntniß so oft straucheln ließ, das erhabenste Bild von der Gottheit mit den treffendsten Zügen entwerfen; in der die Evangelisten und Apostel ein System von Moral verkündigen, das für den Verstand eben so faßlich und überzeugend, als wirksam auf das Herz ist. Das Resultat von dieser Lectüre in Luthers Seele, war die innige lebhafte Ueberzeugung, daß, wenn Gott sich herabgelassen habe, sich den Menschen schriftlich zu offenbaren, diese schriftliche Offenbarung

die einzige Quelle aller ihrer Erkenntnisse von Gott und von den Pflichten, die sie ihm schuldig sind, seyn müsse. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Folgerung dieses hypothetischen Satzes, dessen Bedingung bey Luthern keinem Zweifel unterworfen seyn konnte, war die Triebfeder aller seiner nachmaligen Schritte, und auf sie gründete sich seine Kühnheit, die seine Feinde, und selbst einige seiner billigen Beurtheiler mit Unrecht für eine bloße Folge seines Temperaments gehalten haben. Der Ruhm großer Gelehrsamkeit, den er sich im Kloster erwarb, zog ihm einen Ruf nach Wittenberg zu, wo Churfürst Friedrich I. eine Universität errichtet hatte, die er durch Ansetzung berühmter Lehrer in Aufnahme zu bringen suchte. Luther erfüllte die Erwartungen, die man sich am churfürstlichen Hofe von ihm machte; seine Vorlesungen fanden allgemeinen Beyfall.

Ohngefähr zwey Jahr vor dem diesmaligen Augsburger Reichstage, hatte Leo X. zum Behuf der durch seine Vorfahren erschöpften päbstlichen Schatzkammer, zum Behuf seiner Verschwendungen und seiner zur Vergrößerung seiner Familie abzielenden Entwürfe, Gelder aufzubringen, ein Mittel ergriffen, das von seinen Vorgängern schon zu oft als eine Finanzoperation gebraucht war, um nicht bey Christen, die nicht ganz von gesunder Vernunft verlassen waren, Anstoß zu erregen, den Ablaßhandel. Der Verkauf der Ablaßbriefe in Sachsen war einem Dominicaner, Johann Tetzel, aufgetragen, der die Leute zum Kauf seiner Waaren mit einer Unverschämtheit einlud, über die sich auch diejenigen ärgerten, denen noch nicht der geringste Zweifel an der Kraft der Ablaßbriefe eingefallen war. Den schädlichen Einfluß dieser Ablaßbriefe in den moralischen Charakter der Menschen bemerkte keiner

so

so ganz, wie Luther, und nie hatte er den Drang, sich schädlichen Irrthümern zu widersetzen, so stark gefühlt. Er fieng damit an, daß er wider den Mißbrauch der Ablaßbriefe predigte: sodann that er eine schriftliche Vorstellung dagegen bey dem Churfürsten von Mainz, Albrecht, aus dem Hause Brandenburg, weil dieser Herr zugleich Erzbischof von Magdeburg war, und als solcher die Oberaufsicht über die Sächsischen Kirchen hatte. Zugleich ließ er fünf und neunzig Sätze, die Lehre vom Ablaß betreffend, bekannt machen, die er nicht für erwiesene Sätze erklärte, sondern die er einer damaligen Gewohnheit gemäß, vorschlug, darüber mit Gelehrten, die dazu Lust hätten, an einem bestimmten Tage öffentlich zu disputiren, um dadurch die Wahrheit zu finden. Der Churfürst von Mainz beantwortete sein Schreiben nicht; kein Opponent fand sich am bestimmten Tage ein, aber Tetzel gab zu Frankfurt an der Oder Gegensätze heraus; Doctor Eck, ein berühmter Theolog zu Augsburg schrieb dagegen, und Sylvester Prierias, ein Dominicaner, Magister Sacri Palatii, und Großinsiquitor zu Rom gab ebenfalls eine Schrift dagegen heraus, die Luther beantwortete, und Prierias in einer zweyten Schrift vertheidigte. Endlich schrieb noch ein Dominicaner, Hoogstraten, gegen ihn, und ermahnte den Pabst öffentlich, den neuen Ketzer verbrennen zu lassen. Auch diesem gab Luther eine kurze Antwort.

Der Römische Hof, durch so viele Triumphe seit so vielen Jahrhunderten, bald über Kaiser und Könige, die sich seinen Eingriffen widersetzten, bald über unglückliche Eiferer für die Wahrheit und für die Rechte der Menschheit, sicher geworden, würdigte

digte diesen Schriftwechsel kaum einiger Aufmerksamkeit, nannte die ganze Sache einen Mönchszank, und glaubte, Luther, als ein Augustiner, habe, vermöge der Eifersucht, die zwischen den verschiedenen Mönchsorden herrschte, bloß den Dominicanern ihren einträglichen Handel verderben wollen. Luthers Gegner, durch ihre wiederholten dringenden Klagen über seine Kühnheit und über seinen immer wachsenden Beyfall, legten es endlich dem Römischen Hofe so nahe, daß er Luthern vorladen ließ, binnen sechzig Tagen zu Rom vor dem Auditor Cameră und vor dem Großinquisitor, eben dem Prierias, der gegen ihn geschrieben hatte, zu erscheinen, und von seinen Lehren Rede und Antwort zu geben. Leo schrieb zugleich an den Churfürsten von Sachsen, den er ermahnte, einen Mann, der ketzerische Lehren vortrüge, nicht in Schutz zu nehmen; und an den Provincial des Augustinerordens, dem er befahl, alle seine Autorität anzuwenden, die gefährlichen Unternehmungen eines ihm unterwürfigen Mönches zu verhindern. Luther, der noch nicht wagte oder noch nicht daran dachte, des Pabstes richterliche Gewalt in Glaubenssachen zu bestreiten, begnügte sich vorerst damit, daß er seinen gegründeten Verdacht zu erkennen gab, in Rom und vor einem Prierias, den man ihm zum Richter geben wollte, seinem offenbaren Feinde, kein billiges Urtheil erwarten zu dürfen. Er schrieb selbst den ehrfurchtsvollsten Brief an den Pabst, seine Collegen, die sämmtlichen übrigen Lehrer zu Wittenberg schrieben ebenfalls an ihn. Auch der Churfürst that Vorstellungen, und Leo war so nachgebend, daß er dem Cardinal Cajetan Vollmacht gab, Luthern zu verhören, und, je nachdem er wiederrufen würde oder nicht, entweder zu begnadigen, oder mit allen erforderlichen Kirchenstrafen zu

belegen,

belegen, ihn auch nöthigenfalls als Gefangnen nach Rom zu senden. Luther begab sich hierauf nach Augsburg, wohin der Cardinal ihn hatte fordern lassen. Er verfügte sich aber auf Rath seiner Freunde (und er fand ihrer viele unter den klügsten Männern) nicht eher zu diesem seinem Richter, als bis er einen kaiserlichen Sicherheitsbrief erhalten hatte. Der Cardinal, ein Mann, der bey Hofe sein Glück gemacht, glaubte anfänglich, Luthern, einen, wie es ihm scheinen mochte, in der Welt unerfahrnen Mönch durch bloße Politesse leicht zum Wiederruf zu bringen [a]).

Allein Luther, der keinen Augenblick die Ehrerbietung vergaß, die er dem Cardinal und dem Pabst schuldig war, so lange er sich noch nicht von der Römischen Kirche getrennt hatte, der immer mit einer Entschlossenheit und Besonnenheit antwortete, die den Cardinal überzeugte, daß er mit keinem gewöhnlichen Mönch zu thun hatte, Luther erklärte mit einer, redlichen Forschern der Wahrheit so anständigen, von heuchlerischer Nachgiebigkeit und von stolzer Behauptungssucht gleich entfernten Bescheidenheit: er habe in den bisher von ihm bekannt gemachten Sätzen keine positive Meinungen behaupten

a) Luther war Anfangs ganz eingenommen von der gütigen Aufnahme, die ihm der Cardinal wiederfahren ließ. In seinem Bericht an den Churfürsten von Sachsen sagt er: Paterne et clementissime suscepit, commendans et congratulans huic meae humilitati. Luth. Opera Lat. Ienens. T. I. p. 198. it. p. 186. Susceptus fui a Dom. Card. Leg. satis clementer ac prope reverentius. Hic ubi se nolle mecum disputare dixisset, sed suaviter ac paterne rem componere etc. it. p. 200. benignissimus vir est.

haupten wollen: er habe nur Widersprüche zwischen den Lehren der Bibel und den Lehren der Ablaßprediger gefunden; er wünsche nichts mehr, als belehrt zu werden, wie beide mit einander vereinigt werden könnten; er würde es gern sehen, daß vier Universitäten, die zu Basel, Freyburg, Löwen, und vorzüglich die Pariser über seine Zweifel entschieden; er würde sich ihre Entscheidungen gern gefallen lassen, und diejenigen Sätze, die von ihnen verworfen würden, wiederrufen; nur müßten die Gründe, warum sie gegen ihn entschieden und seine Sätze verneinten, der Bibel nicht zuwider seyn; denn Wahrheiten, die er deutlich in der Bibel fände, würde er nie verleugnen. Der Cardinal, als er sah, daß er alle seine Politesse gegen den unbiegsamen Mönch vergeblich verschwendet hatte, verlor vielleicht zu früh die Geduld, und endigte ihre dritte und letzte Unterredung mit Grobheiten [b]). „Luther, sagte er, habe „sehr abgeschmackt geantwortet.“ Er schloß mit dem dictatorischen Befehl, Luther sollte gehn, wiederrufen oder ihm nicht wieder vor die Augen kommen.

1518. 14. Oct. Drey Tage nachher schrieb Luther in den bescheidensten Ausdrücken an den Cardinal, der ihm keiner Antwort würdigte. Diese stolze Begegnung und einige Ausdrücke, die der Cardinal sich hatte entfahren lassen, wodurch er verrieth, daß er vielleicht den kaiserlichen Sicherheitsbrief nicht respectiren und sich der Person des widerspenstigen Mönches bemächtigen würde, machten Luthers Freunde besorgt, und auf ihren Rath gieng er heimlich von Augsburg nach Sachsen zurück, nachdem er vorher eine Schrift aufgesetzt hatte, worinn er nach dem

Erem-

b) Lutherum admodum fatue respondisse. Luth. l. c.

Exempel einiger ehemaligen bey dem Pabst angeklagten Kirchenlehrer von dem gegenwärtig nicht gehörig unterrichteten Pabst an den einst besser unterrichteten appellirte, welche Schrift nach seiner Abreise von seinen Freunden bekannt gemacht wurde. Diese ersten Schritte Luthers in seiner gefährlichen und unabsehlichen Unternehmung zeichneten sich eben so sehr durch Mäßigung und Klugheit, als durch Muth und Gegenwart des Geistes aus.

Der Cardinal, der über Luthers plötzliche Abreise sich vielleicht Vorwürfe eines begangenen politischen Fehlers machte, indem er dadurch die Gelegenheit verloren hatte, den zweyten Theil des ihm von seinem Hofe gewordenen Befehls, die Gefangennehmung und Sendung Luthers nach Rom betreffend, auszuführen, schrieb einen Brief an den Churfürsten von Sachsen, worinn man sowohl die Verlegenheit, als die Wut deutlich wahrnimmt, in die ihn Luthers Entfernung versetzt hatte; er ermahnte und bat den Churfürsten, den hartnäckigen und ketzerischen Mönch entweder gefangen nach Rom zu senden, oder aus seinem Lande zu verbannen. Der Churfürst lehnte beides auf eine Art ab, die seiner damals überall gepriesenen Klugheit würdig war.

Vierzehntes Kapitel.

Begebenheiten von 1518 — 1519.

Inhalt.

Maximilians Benehmen in Ansehung Luthers — Seine Krankheit und Tod — Staatsveränderungen zu seiner Zeit in Spanien, Frankreich, England und Deutschland — Zustand der Hansee und der deutschen Ritter in Liefland — Verbesserungen in der Kriegskunst.

Maximilian, auf den alles Neue sonst sehr lebhaften Eindruck machte, der zu speculativen Untersuchungen, selbst in der Religion, aufgelegt war [a]), der verschiedenemal eine Neigung zu einer Kirchen-

a) Dieser seiner Neigung zu philosophischen und theologischen Speculationen haben wir ein interessantes kleines Werk zu danken, aus welchem man den damaligen Grad der Aufklärung über dergleichen Materien beurtheilen kann. Der berühmte Abt, Johann von Trittheim, war einer von den Gelehrten, mit denen Maximilian sich gern unterhielt. Der Reichthum von Kenntnissen aller Art, die der Abt besaß, besonders in der deutschen Geschichte, machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter für einen so wißbegierigen Monarchen. Im Jahr 1508, da Maximilian in den Gegenden am Rhein verschiedne Reisen machte, war Trittheim während drey Monaten sein Begleiter. Die Pfingsttage brachte der Kaiser auf dem Schlosse Boppard zu, und hier legte er dem Abte acht Fragen vor, worüber er nicht blos eine mündliche, sondern eine schriftliche, ausführliche Antwort verlangte. Sie betrafen gewisse Schwierigkei-

Kirchenverbesserung hatte blicken lassen, bewies bey dieser Gelegenheit mehr Kälte und Gleichgültigkeit,

rigkeiten der geoffenbarten Religion, die, wie es scheint, dem Monarchen bey eignem Nachdenken aufgestoßen waren, oder die er von Zweiflern und Freydenkern, deren es in diesen Zeiten nicht wenig gab, hatte kennen gelernt. Maximilian scheint dem Abte philosophische Offenherzigkeit zugetraut zu haben; er verlangte von ihm, daß er seine Antworten blos aus der natürlichen Erkenntniß hernehmen sollte, um denen, die die Offenbarung leugnen, mit blossen Vernunftgründen antworten zu können. Es versteht sich, daß er dieß nur in Ansehung derjenigen Fragen verlangte, deren Beantwortung aus der bloßen Vernunft möglich ist.

Die erste Frage lautete so: Warum wollte Gott von den Sterblichen lieber geglaubt, als erkannt und verstanden werden, auf die Weise, wie er von den Engeln erkannt und verstanden wird?

Die zweyte, da der christliche Glaube heut zu Tage nur in einem kleinen Theile der Erde eingeführt ist; kann denn die von vielen behauptete Meynung, ohne Nachtheil der Wahrheit, zugelassen werden, daß jeder Mensch in der Religion, die er für wahr und seligmachend hält, daß jeder Verehrer Eines Gottes, auch ohne Taufe und christlichen Glauben selig werden könne, vorausgesetzt, daß ihm von der christlichen Religion nichts bekannt werde?

In der dritten Frage verlangte er die Ursachen der Wunder zu wissen, deren auch falsche Religionen sich rühmten, und von denen er voraussetzte, daß sie wahre Wunder wären.

Die vierte war des Inhalts, warum die heilige Schrift weder so deutlich noch so vollständig wäre, als sie es nach ihrer Bestimmung doch hätte seyn sollen?

als man von ihm hätte erwarten sollen. Er hatte gleich Anfangs, als Luthers Schriften Aufsehn machten,

sollen? Warum sie in einer Hülle steckte, und so viel Räthsel enthielte? warum man Vieles in ihr nicht fände, das doch zum vollkommenen Glauben erfodert würde?

Die fünfte und sechste betrafen die Gewalt der Zauberer über die bösen Geister; woher sie ihnen käme? und warum sie ihnen gestattet sey?

Die siebente: wie die Gerechtigkeit Gottes mit der Zulassung so vieler Bosheiten, oft zum völligen Unglück selbst guter Menschen, bestehen könne?

Die achte: ob, aus der Vernunft sowohl als aus der Schrift, eine specielle Vorsehung über die Handlungen und Angelegenheiten der Menschen, und überhaupt über alles was auf der Erde geschieht, erweisbar sey?

Trittheims ausführliche Beantwortung dieser Fragen ist oft gedruckt. Die älteste Ausgabe ist vermuthlich die zu Oppenheim vom Jahre 1511 in klein 4to. Sie soll zum Titel haben: Joannis Tritthemii, Abbatis Sancti Jacobi apud Herbipolim quondam vero Spanhemensis, liber octo quaestionum ad Maximilianum Caesarem. Mehrere Ausgaben, unter dem Titel: Curiositas Regia sive octo quaestiones etc. hat Niceron angeführt im XVIII. B. S. 293. (der Baumgärtenschen Ausgabe.)

Die Mainzer Ausgabe von 1601 in klein 8vo hat den Titel: Joannis Tritenhemii Abbatis Spanhemensis, liber octo quaestionum, quas illi dissolvendas proposuit Maximilianus Caesar. I. de fide et intellectu etc. Opusculum perquam utile ac jucundum, nuncque primum typis excusum. Der letzte Zusatz, daß das Werk damals zuerst gedruckt sey, ist offenbar eine lügenhafte Pralerey des Verlegers. Die übrigen Lobsprüche, die dem Werke in diesem Titel beygeleget werden, sind zum Theil gegründet. Ohne Zweifel mußte es für die damaligen Zeiten

ten, den Pabst in einem Schreiben Nachricht davon gegeben. Zu Augsburg soll er die Sätze, die Luther zu
M 3 Witten-

Zeiten ein nützliches Werk seyn. Je mehr die Freyheit zu denken und die gewöhnlich damit verknüpfte Begierde, wider die Offenbarung Einwendungen zu machen, sich von Italien aus verbreitet hatte; desto größeren Nutzen konnte man von einer Schrift erwarten, worin einer der berühmtesten Gelehrten mit den besten Waffen, die sein Verstand und seine Kenntnisse ihm darboten, die Sache des Glaubens zu vertheidigen suchte. Opusculum jucundum ist es gewissermaßen auch; es macht Vergnügen, in soweit man auf die Wißbegierde des Monarchen und auf seinen vertraulichen Umgang mit Gelehrten sieht. Allein der größte Theil des Werks, die Antworten des Abtes, von denen man eigentlich das meiste Vergnügen erwartet, leisten vielmehr das Gegentheil; es ist opus triste, horridum, atrox. Denn es ist doch gewiß betrübt, zu sehen, wie der Mann so ängstlich besorgt ist, sich mit seinen Antworten ja nicht gegen die Satzungen der Römischen Kirche zu verstoßen; wie er, wenn er einmal auf den Weg der Natur geräth, den er nach des Kaisers Verlangen eigentlich gehen sollte, sich sogleich durch die Schreckbilder katholischer Rechtgläubigkeit davon vertreiben läßt. Gleich in der Zuschrift an den Kaiser heißt es: Cum timore igitur Dei et reverentia intemeratae religionis nostrae Christianae ita respondere ad propositas quaestiones institui, ut a definitionibus Ecclesiae Romanae nec joco nec serio discedam. Unde quicquid vel scripsi unquam vel scripturus sum, ejus determinationi et judicio totum volo esse subjectum. Doch damit ist es nicht genug. Am Ende findet sich noch eine Protestatio ad Caesarem, woraus ich nur folgende Stelle, zur Probe der ängstlichen Denkungsart des Abtes anführen will: — Dico autem ex mente et manifeste protestor me Christianae fidei sincerum confessorem et in unione Sacrosanctae Ramanae Ecclesiae usque ad mortem velle

Wittenberg heraus gegeben hatte, selbst gelesen und darauf zu dem Herrn von Pfeffinger, chursächsischem Minister gesagt haben: der Verfasser davon würde

velle permanere. Vnde si quid, vel in hac lucubratione vel in aliis, haberetur dictum vel scriptum aliter, quam illa tenet, sentit, credit et docet, ut verus obedientiae filius praesentium attestatione denuncio, et volo simpliciter esse et haberi perpetuo revocatum. Quocirca Majestatem Tuam, Sapientissime Caesar, et humiliter rogo et instanter commonefacio, ut priusquam responsiones meas ad notitiam facias pervenire illorum, quibus destinata servantur, multorum facias judicio comprobari. Kann etwas trauriger seyn, als zu sehen, wie ein Mann von Verstande unter solchen Fesseln, die seiner Denkkraft angelegt worden, demüthig einherkriechen, und dabey immer auf seiner Hut seyn muß, ja durch keinen einzigen muntern Schritt die Kräfte, die er vielleicht noch bey sich fühlet, zu verrathen, aus Furcht vor den Laurern, die jeden solchen Schritt als ein frevelhaftes Bestreben, die Fesseln zu zerbrechen, angeben, und ihm dadurch die härtesten Verfolgungen zuziehen würden? Von der Beantwortung der fünften und sechsten Frage weiß ich nicht, ob sie mehr belustigend oder niederschlagend ist. Wiewohl es wird auf die Stimmung des Lesers ankommen, worin er sich eben bey Lesung des Buches befindet. Traurig ist es, zu sehen, wie auch ein guter Kopf aus Mangel an ächter Philosophie und Naturkunde, verleitet werden konnte, die abergläubigen Meynungen seiner Zeitgenossen von der Macht und den Künsten der Hexen, als gegründet anzunehmen. Hingegen kann die Classification der bösen Geister, deren Charakter und Beschäftigungen Trittheim so genau angiebt, einen Augenblick belustigen.

Ich habe es der Güte des Herrn Hofrath Heyne zu danken, daß ich von diesem seltnen Buche einige Nachricht habe geben können.

würde den Pfaffen zu thun geben. Auch soll er durch den Herrn von Pfeffinger dem Churfürsten haben sagen lassen, er möchte diesen Mönch wohl bewahren, weil man ihn vielleicht einmal brauchen könnte. Vielleicht war Maximilian um diese Zeit mit seinem Lieblingsentwurfe, mit dem Türkenzuge und mit der Wahl seines Enkels zum Römischen König zu sehr beschäftiget, um auf eine theologische Streitigkeit viel zu achten, dergleichen so häufig entstanden waren, ohne wichtige Folgen zu hinterlassen. Vielleicht war auch die Lebhaftigkeit seines Geistes theils durch sein fast sechzigjähriges Alter, theils durch die Krankheit, die zwar erst nach seiner Abreise ausbrach, die aber schon damals verborgenerweise in seinem Körper stecken mochte, geschwächt worden. Zwey Tage vor Luthers Ankunft zu Augsburg reiste Maximilian von da ab. Unterwegens nahm seine Krankheit, die in einem Fieber bestand, so sehr zu, daß er zu Wels im Oesterreichischen bleiben mußte. Hier starb er am 12ten Jan. des Jahres 1519, nachdem er neun und funfzig Jahr, neun Monate und ein und zwanzig Tage gelebt, und nach dem Tode seines Vaters, als Kaiser und in seinen Erbstaaten fünf und zwanzig Jahr, vier Monate und einige Tage darüber regiert hatte. 1519. 12. Jan.

Maximilian war von der Natur sowohl in Ansehung seines Körpers als seines Geistes vorzüglich begünstiget, und seine Naturgaben hatte er zum Theil sorgfältig ausgebildet und mit erworbnen Fertigkeiten bereichert. Er war von einer angenehmen Bildung; er genoß einer dauerhaften Gesundheit, ob er sie gleich auf seinen vielen beschwerlichen Feldzügen und kühnen Jagden, die er mit Leidenschaft liebte, nicht schonte. In allen körperlichen Uebungen,

gen, die zu seiner Zeit an einem Manne von Stande erfodert wurden, übertraf er die meisten seiner Zeitgenossen und wurde selbst von keinem übertroffen. Den Bogen mit Leichtigkeit zu spannen, das Ziel sicher damit zu treffen; sich im Harnisch leicht zu bewegen, fertig und mit Grazie die verschiednen Uebungen der Reitschule zu machen, und zu voltagiren, die Lanze geschickt zu führen, auch das Geschütz mit geübtem Auge zu richten, waren damals mit Recht sehr geachtete Talente und Maximilian besaß sie in hohem Grade. An den Unterricht in Wissenschaften hatte man bey seiner Erziehung nicht gedacht, oder sich auf einige wenige, auf die entbehrlichsten, eingeschränkt, und dabey Pedanten zu Lehrern gewählt. Allein durch seine leichte, schnelle Fassungskraft erwarb er sich nachher im Umgange mit Gelehrten eine Uebersicht des ganzen damaligen Vorraths menschlicher Kenntnisse, und mit einigen der nützlichsten und angenehmsten pflegte er sich viel zu beschäftigen. In der kaiserlichen Bibliothek zu Wien werden verschiedne Werke in Manuscripten verwahrt, die er geschrieben oder dictirt haben soll. Er ließ einige Gelehrte durch Deutschland, Frankreich und Italien reisen, um Urkunden und andre Denkmäler, zur Erläuterung der deutschen Geschichte und der Genealogie, besonders des Hauses Oesterreich, aufzusuchen. Seine Wißbegierde trieb ihn sogar mit der Alchymie Bekanntschaft zu machen, allein nur von weitem, weil sein guter Verstand ihn von einem vertraulichern, innigern Umgange mit dieser trügerischen Kunst abhielt. Unter seinen Geistesfähigkeiten war eine lebhafte, fruchtbare Einbildungskraft die herrschende, die ihn unter andern Umständen vielleicht zu einem Dichter oder Virtuosen in der Musik würde gemacht haben; er liebte die Musik

und

und Poesie; er gab die Ideen zu einem Roman, worin seine eigene Geschichte erzählt wird. Eben diese Einbildungskraft, verbunden mit Leichtigkeit im Begriffe und mit einem schnellen und richtigen Urtheil machten ihn zum Erfinder im Kriegswesen, insbesondre in der Artillerie. Daher wurde er auch von seinen Zeitgenossen durchgängig für einen großen Feldherrn gehalten, obgleich seine meisten Feldzüge, andrer Ursachen wegen, einen schlechten Ausgang hatten.

Der ganze Charakter seines Genies trieb ihn zu kühnen, schimmernden Handlungen, die eine vorübergehende, augenblickliche Bewunderung erregen. Auf der Gemsenjagd, auf der Bärenjagd Gefahren zu trotzen, vor denen der Jäger von Profession sich scheute; im Turniere, selbst mit einem Abentheurer, eine Lanze zu brechen; auf einem hohen Thurme, vor den Augen der von allen Seiten zusammenlaufenden erstaunenden Zuschauer die Geschicklichkeiten eines Aequilibristen zu zeigen, hatte in seinen jüngern Jahren einen Reiz für ihn, dem er nicht widerstehen konnte.

Es fehlte ihm nicht ganz an einer der wichtigsten Eigenschaft, die zur Vollkommenheit eines Regenten, eines Staatsmannes, und eines Feldherrn erfodert wird; an der kalten, ausharrenden Ueberlegungskraft, die, wenn sie auch von glänzendern Talenten entblößt ist, am Ende doch am sichersten zum Ziele führt. Allein sie war nicht die herrschende Eigenschaft in seinem Charakter. Sein Zeitgenosse, Ferdinand der Katholische, war es, der hierin alle Fürsten seiner Zeit unendlich übertraf. Man muß gestehn, daß Maximilian nicht selten, vom Schimmer neuer Ideen fortgerissen, sowohl in seinen Ent-

Kriege ihm als Soldaten dienen sollten; ein Staat, der einen Vertheidigungskrieg führen mußte, bot alle oder so viel wehrhafte Mannschaft auf, als die Noth erfoderte. Tumultuarisch kamen die aufgebotenen Krieger auf den Sammelplatz, jeder so gut gewaffnet, wie er vermochte; wo zwey Heere einander trafen, schlugen sie; der Feldzug währte selten länger, als ein paar Sommermonate, nach deren Verlauf gieng jeder wieder heim.

Frankreich in den langen Kriegen mit den Engländern im vierzehnten Jahrhundert nahm zuerst Kriegsleute in Sold und andere Staaten folgten dem Exempel. Aber diese Kriegsleute waren lauter Abentheurer, die unter einem Anführer, zu dem sie Vertrauen hatten, heute hie morgen da dienten, wo man ihre Dienste am besten bezahlte. Sie waren als völlig unabhängige Corps zu betrachten. Ihre Anführer waren keinem Staate unterthan; sie tractirten mit denen, die ihre Dienste suchten, völlig auf den Fuß der Gleichheit. Diese Banden waren eine der größten Landplagen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts. Man war mit den Finanzeinrichtungen noch in keinem Staate so weit gekommen, daß man sie regelmäßig bezahlen konnte. Dann machten sie sich selbst bezahlt, quartirten sich ein; zehrten, was sie fanden; brandschatzten Land und Städte. Frankreich gab ebenfalls unter Karl VII im funfzehnten Jahrhundert das erste Exempel, eine beständige Armee auch in Friedenszeiten zu halten. Sie bestand aus funfzehn Compagnien Gens d'ar-

merie, die man auch Ordonanzcompagnien nannte, und aus fünftehalb tausend Mann Francs Archers oder Freyschützen. Diese mußten von den verschiedenen Provinzen des Reichs gestellt und unterhalten werden. Zur Unterhaltung der Gens d'armerie wurde zuerst die beständige Landsteuer (la taille perpetuelle) eingeführt; der erste Versuch der neuern europäischen Finanzkunst. Die Freyschützen waren Fußgänger mit Armbrüsten bewaffnet. Die Gens d'armerie bestand aus Reutern, die man hommes d'armes oder lances nannte. Man nahm keinen darunter auf, der sich nicht ganz den Waffen widmete, und ein homme d'armes erwarb sich eben dadurch, daß er unter diesem Corps diente, den Adel [f]). Jeder homme d'armes führte sechs Pferde und vier Mann mit sich, so daß die funfzehn Compagnien, deren jede aus hundert Lanzen bestand, eigentlich achtehalb tausend Mann stark waren. Eines der Pferde, das er am Schlachttag selbst ritt, mußte ein bestimmtes Maaß von Höhe haben. Pferd und Reuter waren vom Kopf bis zu Fuß mit Eisen bedeckt. Diese Gens d'armerie wurde, wenigstens nach dem eigenen Zeugniß der Franzosen, für die beste Cavallerie in Europa gehalten [g]). Die deutschen Ritter, so wenig wie ihre Pferde, waren völlig so gerüstet, wie die Franzosen. Der Ritter hatte nur einen Helm und

Küraß;

f) Du Bos Dissertation préliminaire p. XIX. etc. XXIII etc.

g) Du Bos ib. p. XIX.

Küraß; Beine und Lenden waren bloß; die Pferde waren schwerfällig und fast ganz unbedeckt. Sie wurden selbst den Italienischen nachgesetzt. Sie hatten schlechte Sattel. Ein schwacher Stoß brachte sie auf die Erde [h]). Man nannte die Ritter gewöhnlich die Reisigen. Als die Reichsversammlung zu Costnitz 1507 dem Kaiser zum Behuf seines Römerzuges achttausend Mann Cavallerie bewilligte, wurde, vermuthlich auf des Kaisers Vorschlag, verordnet, daß alle Reisige Spieße führen sollten; ein Reisiger, der einen Knaben halten wollte, sollte nicht unter vier gerüsteten Pferden halten. Wer nur Ein Pferd hatte, hieß ein Einspänniger. Einem Reisigen wurde auf diesem Zuge für jedes Pferd monatlich zehn Gulden bewilliget. Vom Fußvolk bekam der Mann monatlich vier Gulden für Sold, Kost, und für den Schaden, den er etwan leiden würde [i]). Zu Maximilians Zeit wurde die Ehre der Infanterie, die bis dahin verachtet war, wiederhergestellt. Dieses Verdienst schreibt man den Schweizern zu. Der Schweizer Fußgänger war mit einer Lanze, mit einem Schlachtschwert, das er auf dem Rücken, und mit einem kleinen Degen, den er am Gürtel trug, bewaffnet. Wer von ihnen konnte, schafte sich Helm und Küraß an, die übrigen kleideten sich mit Kollern aus starkem Leder. Ihre Hauptstärke bestand in ihrer

h) Macchiavelli ritratti etc. p. 106.

i) Datt de P. P. p. 557.

Schlachtordnung. Wenn ihre Bataillons oder Schaaren mit vorgestreckten achtzehnfüßigen Lanzen die ansetzende Reuterey empfingen, so glichen sie dem Thiere, das mit seinen nach allen Seiten gerichteten Stacheln den Angriff des muthigsten Hundes vereitelt. Die Franzosen nannten daher diese Schlachtordnung den Herisson (das Stachelschwein). Bis dahin waren die Schlachten durch die Reuterey entschieden, die durch ihr Einhauen das schlechtbewafnete, schlecht disciplinirte Fußvolk ohne Widerstand zersprengten. Aber die dichtgeschlossenen unerschütterlichen Schaaren der Schweizer machten selbst den Ruhm der französischen Gens d'armerie zu Schanden [k]).

Die deutschen Fußknechte wurden den Schweizern bald gleich geschätzt. Sie machten, nach dem Urtheil der Ausländer, eine noch bessere Miene, sie waren mehrentheils besser gewachsen, als die Schweizer, die man klein und unansehnlich fand. Die deutschen Fußknechte hatten blos eine Lanze und einen kurzen Degen, um hurtig und leicht zu seyn. Sie fürchteten nichts, als das grobe Geschütz, und behaupteten, daß dawider weder Helm noch Küraß hülfe. Auch sie siegten durch dicht geschlossene Ordnung und vorgestreckte Lanzen [l]). Blos das spanische Fußvolk konnte damals mit den Schweizern und Deut-

k) Du Bos ib. p. LIV.

l) Macchiavelli ib.

Deutschen verglichen werden. Sie waren brav und zu allen Strapazen abgehärtet; an Disciplin übertrafen sie vielleicht noch die Schweizer. Im Felde konnten sie von Schweizern und Deutschen gebrochen werden, aber sie flohen nicht, wie es bis dahin alle geschlagene Armeen machten m). In Italien lernten sie von den Schweizern und Deutschen die Stellungskunst und den Gebrauch der Lanzen und gehörten von der Zeit an unter die furchtbarsten Truppen in Europa, bis sie zugleich mit der sinkenden spanischen Monarchie, die lange genug durch ihre Tapferkeit vertheidigt wurde, ihren Ruhm verloren. Dieser ist seit der Schlacht bey Rocroy völlig erloschen n). Von beiden, von den Schweizern sowohl als von den Deutschen, urtheilten die Kenner, daß es keine bessere Leute im Felde und zur Schlacht gäbe, aber daß sie zum Belagern und zum Vertheidigen belagerter Oerter wenig taugten. Die deutsche Infanterie war viel schlechter discipliniret, als die Schweizer und die Spanier; nur ein sehr beliebter oder geachteter Anführer konnte sie in Ordnung halten o). Es ist bekannt, daß die deutschen Infanteristen Landsknechte genannt wurden. Bey den französischen

m) Macchiavelli ib.

n) Du Bos l. c. p. LX.

o) Macch. ritratti p. 106. Arte di guerra lib. II. Guicciardini lib. X. Birkheim. de bello Helvet. fast auf allen Seiten.

Geschichtschreibern wird der Lansquenets, bey den Italienern der Lanzichinec sehr oft erwähnt. Birkheimer sagt: anfänglich und noch bis zu seinen Zeiten wären sie, wenn gleich mitten in Deutschland geboren, Schweizer genannt, weil sie die Waffen und die ganze Art zu fechten von den Schweizern angenommen hätten. Nachher hätte man diesen Namen aus Haß gegen die Schweizer abgeschaft und sie Landesknechte, das ist, wie er es übersetzt, Provinzialsoldaten (milites provinciales) benannt [p]). Hingegen sagen andere, Maximilian habe seit dem Jahre 1490, da er die Untauglichkeit des bis dahin in Deutschland üblichen, blos mit Seitengewehr bewafneten Fußvolks auf seiner ungarischen Expedition kennen gelernt, die achtzehnfüßigen Lanzen oder Picken eingeführt, und von diesen Lanzen wären sie Lanzenknechte genannt worden [q]). Uebrigens sagte das Wort Knechte damals nichts verächtliches. Es ist vielmehr gewiß, daß dies Wort in den ältesten Zeiten eine edle Bedeutung hatte. Das englische Knight, ein Ritter, ist offenbar das deutsche Knecht. Es ist durch die Sachsen in die englische Sprache gekommen, und mußte also damals, wie die Sachsen nach Britannien giengen, in einem ehrenvollen Sinn genommen werden.

p) Birkh. de bello Helv. ap. Freher. T. III. p. 65. Aventin. Annal. Bojor. lib. IV.

q) Fugger Spiegel ꝛc. VI. 20. p. 1372. Jo. Fabri oratio funebr. in mortem Maximiliani ap. Freher. T. II. p. 734.

werden. Auch zu Maximilians Zeit wurde ein Theil der Reichsritterschaft noch des heiligen Reichs Knechte genannt.

Den Franzosen wollte es gar nicht gelingen, aus ihrer eignen Nation gute Infanterie nach dem Muster der Schweizer und der Deutschen zu errichten. Der Mangel an guter Nationalinfanterie nöthigte Ludwig den XI und seine Nachfolger ein Corps Schweizer in Sold zu nehmen. Diese thaten gute Dienste. Durch sie eroberte Karl VIII das Königreich Neapel und ohne sie würde er den Rückmarsch nach Frankreich viel schwerer gefunden haben, als die Venezianischen Alliirten ihm den Weg versperreten. Ludwig der XII war der erste, der, als er sich durch die Foderungen und den Ton der Schweizer beleidigt hielt, ein beständiges Corps von 6000 Deutschen, lauter ausgesuchte Leute, in Sold nahm. Es wurde manchmal auf zehntausend vermehrt. Sie wurden die schwarzen Banden genannt, weil sie schwarz gestreifte Fahnen führten. Diese Deuschen sind der erste Stamm regelmäßiger Infanterie, die Frankreich unterhalten hat [r]). Wenn die Franzosen bey Ravenna — urtheilten die damaligen Kenner — keine Landsknechte gehabt hätten; so hätten sie die Schlacht verloren: Die Spanier fürchteten sich mehr vor der bloßen deutschen Bande, als vor allem übrigen Französischen Fußvolk, und ver-

r) Du Bos l. c. p. LV. Martin du Bellay liv. I.

vermieden gern die Gelegenheit mit jener an einander zu kommen [s]). Wenn Maximilian wirklich der Stifter der Landesknechte war, so war es ein sonderbares Schicksal, daß nicht er, sondern sein Rival den meisten Nutzen von seiner Erfindung hatte. Daß die deutschen Städte ihren Truppen schon Uniformen gaben, ist oben im ersten und fünften Kapitel erwähnt. Sonst überließ man es jedem Landesknechte, wie er sich kleiden wollte, und sie kleideten sich manchmal, wenn sie reiche Beute gemacht, zum großen Verdruß der andern Stände aufs prächtigste; sie trugen sammtne, seidene und mit Gold gestickte Kleider, die nach dem damaligen Vorurtheil nur für den Adel gehörten. Wenn grämliche Leute darüber klagten, und darinn einen Verfall der Sitten finden wollten, pflegte Maximilian lachend zu antworten, man möchte doch den armen Landsknechten für ihr mühseliges und kümmerliches Leben, dessen Ende sie stündlich erwarten müßten, eine Freude gönnen, aus der sich ein gesetzter Mann wenig machte, und die für die Landsknechte oft von so kurzer Dauer wäre.

Außer den Landsknechten gab es auch anderes Fußvolk, das eine schwere Art von Feuerröhren führte. Man nannte diese Röhre Hakenbüchsen, aus welchem deutschen Worte die Franzosen arquebuses und die Italiener archebusi gemacht

s) Macchiav. ritratti p. 106.

eiserne mit Pech und Harz angefüllte und zusammengeklebte Kugeln geschossen, die, wenn sie an die Mauer geprellt, weit umher aus einander geflogen und gebrannt hätten x).

Was sonst für Fortschritte Deutschlandes in den Wissenschaften und in der Cultur überhaupt unter dieser Regierung geschahen, oder, wenn sie schon vorher gethan waren, um diese Zeit recht merklich wurden, ist ein Gegenstand, der vielleicht eine eigne Ausführung verdiente.

x) Id. ib. lib. I. p. 5.

Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hegewisch, Dietrich Hermann, 1740-1812

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians des Ersten

Bd.: 2

Hamburg [u.a.] 1783

Germ.g. 184 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016032-1
VD18 80338798-001